

Meine Lebensgeschichte.

Von

Fanny Lewald.

Dritte Abtheilung:

Befreiung und Wanderleben.

Zweiter Theil.

Berlin 1862.

Verlag von Otto Janke.

Befreiung und Wanderleben.

Von

Fanny Lewald.

Zweiter Theil.

Berlin 1862.
Verlag von Otto Janke.

Druck von Trömner & Dietrich (früher Hotop) in Cassel.

Erstes Kapitel.

Am zweiten Juni achtzehnhundert einundvierzig brachen wir von Breslau auf. Wir fuhren nur zu zweien, meine Tante Pauline Lewald und ich. Der Onkel hatte zu der Reise einen neuen, schönen Reisewagen gekauft, das Gepäck war bequem untergebracht, die Kammerjungfer saß auf dem Bock, und in der zurückgeschlagenen, ganz offenen Berline, war man behaglich wie zu einer Spazierfahrt um die Stadt.

Es war fünf Uhr Morgens, als der Postillon in das Horn stieß, als die Peitsche knallte, die Zurückbleibenden mit den Tüchern winkten, und wir rasch vorwärts kommend, den Hof der Eisenbahn, deren Direktor mein Onkel war, hinter uns zurück ließen. Der Thau lag noch auf den Sträuchen und Bäumen der Promenade, die Sonne leuchtete hell und durch keine Dunstathmosphäre behindert,

die Vögel sangen an allen Ecken und Enden, und hier und da gaukelten ein paar Schmetterlinge, von der Art, welche wir als Kinder Citronenvögel nannten und sehr hoch hielten, spielend über unsern Häuptern, als wollten sie uns noch ein Ende das Geleit geben oder mit uns in die Weite ziehen.

Es ist schön, so in den Frühling hineinzufahren! Man hat dabei immer eine gewisse besitznehmende Empfindung, und in der That nimmt man ja auch mit dem Geiste Besitz von dem Stück Erde, dessen Bild sich unserer Phantasie einprägt. Es ist nun für uns vorhanden, es ist uns unverlierbar für alle Zeit. Genoß doch Gottfried Kinkel, als er im Gefängniß zu Naugard Wolle kratzte, mitten in seinem Elend, seine Reiseerinnerungen noch als ein reines Glück!

Ich war sehr heiter an dem Morgen. Seit jenem Tage, an welchem ich zum erstenmale mit meinem Vater Königsberg verlassen, hatte ich nicht wieder eine Reise gemacht, bei welcher ich einem Fremden, Unerwarteten entgegen gegangen wäre. Und doch liegt grade in dem Ahnen, in der Unbestimmtheit, in dem Hoffen auf des Zufalls Anmuth, das Spannende, welches uns bei dem Beginne einer

Reise so belebend aufregt. Seit eilf Jahren war ich eigentlich nie ganz von Herzensgrunde froh gewesen, an dem Tage war ich fröhlich und sorglos wie ein Kind. Ich hatte meinen Vater wohl und kräftig wiedergesehen, wußte mich von den Menschen, die mir die Liebsten waren, geliebt und gewürdigt, wie ich sie liebte und würdigte, und war also ganz und gar zufrieden und voll guten Muthes für die Zukunft.

Bis kurz vor Liegnitz kannte ich die Straße, dann lenkte sie in einer mir fremden Richtung ein, und das ganze Riesengebirge lag nun mit seinen blauen, zum Theil schneebedeckten Höhen, zu meiner großen Ueberraschung, plötzlich vor uns ausgebreitet da. Es war die erste bedeutende Bergkette, welche ich erblickte, und gleich damals stieg in mir die Empfindung auf, die ich den Bergen, diesen steinernen Wundern gegenüber stets gefühlt; ich sehnte mich nicht eigentlich nach ihrer Höhe hinauf, sondern weit über sie hinweg und hinaus in das Freie. Sie erschienen mir als eine Verlockung, als ein Antrieb und ein Hinderniß zu gleicher Zeit. Starr in sich selbst, regen sie die Seele zur Bewegung auf, und in sich abgeschlossen, erwecken sie ein Ver=

langen nach Freiheit und Schrankenlosigkeit. Man verlangt in der Ebene nicht leicht nach ihrem Abschluß, nach ihrer Beschränkung, aber man begehrt aus und von den Bergen nach dem freien Blicke in das Weite, und es beruht das sicherlich auf jenem Wesen des menschlichen Geistes, welches überall nach einer relativen Unendlichkeit trachtet.

Wir fuhren am ersten Tage über Liegnitz bis nach Waldau, einem schönen Dorfe, in welchem wir ein gutes Nachtquartier fanden, saßen früh um vier Uhr am andern Morgen wieder im Wagen, kamen dicht bei dem freundlichen Görlitz, an der schönen Landeskrone, die sich wie eine Pyramide in mäßiger Höhe aus der Ebene aufrichtet, und an dem Schlachtfelde von Hochkirch vorüber, passirten bei Liegnitz die Katzbach, hielten uns eine Weile in Bunzlau, eine längere Zeit in dem hübschen Bautzen auf, und langten Nachmittag um fünf Uhr in Dresden an, als die Sonne hell auf den zierlich zugespitzten Thurm der Schloßkirche schien, und deren Zacken und Kanten, Kreuze und Statuen goldig beleuchtete.

Denke ich an die Stimmung zurück, in welcher ich mich damals befand, so begreife ich es nachträglich, wie meine Tante gar nicht müde wurde,

mir zu wiederholen, daß sie eine große Freude an mir habe. Es entzückte mich Alles, es war mir Alles lebendig, es regte mich Alles an. Wie ein Hintergrund zu einer Reihe von historischen Gemälden, breitete die Gegend, durch welche wir fuhren, sich vor mir aus. Der alte Fritz und der siebenjährige Krieg, Blücher und die begeisterten Vaterlandsvertheidiger, die Augustäi'sche Herrschaft in Sachsen, mit ihrem Luxus und ihrer Galanterie, mit ihrer Verschwendung und ihrer Sittenlosigkeit, die Nachahmung des großen französischen Königthums in dem lieblichen Dresden, die Erscheinung Napoleon's in demselben, beschäftigten mich lebhaft. Neben den Menschen, die sich um uns her bewegten, neben den langsam behäbigen Dresdner, die mit der Gemächlichkeit pensionirter Beamten auf der Terrasse umher gingen, als wir dort unsern Abendspaziergang machten, neben den Fremden, welche vor dem Pavillon ihren Kaffee tranken und ihr Eis verzehrten, sah ich immer die Gestalten des vergangenen Geschlechtes an mir vorüberschreiten, und ihre gestickten farbigen Röcke, ihre Galladegen, ihre Reifröcke und Schönpflästerchen schienen mir mehr auf diese sich weit und fürstlich ausbrei-

tende Terrasse hinzugehören, als der Frack und die Tracht der vierziger Jahre.

Dazu wiegten der warme Sommerabend und die im Verhältniß zu meiner Heimath so viel südlichere Natur, mir die Seele in ein weiches Träumen ein. Alles was ich dachte, wurde mir zum Bilde, jedes Bild hatte in meiner Seele seine eigene Musik, und zum erstenmale seit meiner Jugend, dämmerte mit der großen Freude, die mich bewegte, der Glaube in mir auf, ich werde und müsse einst noch erreichen was ich von Jugend auf ersehnt, ich müsse noch einmal lieben können und geliebt werden, noch glücklich werden auf der Welt, weil sie so schön sei, und weil es mir so außerordentlich gut auf ihr gefiel.

Ich hatte für diese Hoffnung, für diese Zuversicht keinen andern Grund als denjenigen, welcher die Gläubigen dazu bringt, felsenfest auf ihre einstige Unsterblichkeit zu bauen. Unser Bedürfniß, unsere Fähigkeit dünken uns ein Rechtsanspruch; wir meinen fordern zu dürfen was wir begehren, und Erfüllung heischen zu dürfen für das von uns Erstrebte. Das ist logisch und unlogisch zugleich, mag man die Welt und den Menschen in ihr, als das Geschöpf eines

allweisen und allgütigen Gottes betrachten, oder sich sagen, es könne sich in der Natur und ihrem Ineinandergreifen von Nothwendigkeit und Freiheit, kein Bedürfniß entwickeln, für das keine Befriedigung vorhanden sei.

Die halbe Woche in Dresden verging uns sehr angenehm. Ich war wieder einmal in den Bereich der Offenbarungen gerathen, denn die Gallerie erschloß mir eine neue Welt des Schönen. Die Rafaelische Madonna, der Christus mit dem Zinsgroschen, die Venusgestalten Tizians, erfüllten mir die ganze Seele mit ihrer Erhabenheit, und in der Wonne darüber, daß es mir möglich war wenigstens in Worten festzuhalten, was ich erschaute, schrieb ich, müde und aufgeregt zugleich, in den einzelnen Stunden, welche wir im Hotel zubrachten, die längsten Briefe, ja ganze Hefte nieder, um den Vater und die Geschwister im Wiederscheine mit genießen zu lassen, was mich so hoch erfreute.

Von dem lieblichen Dresden gingen wir durch die sächsische Schweiz nach Teplitz, und mir war wieder einmal zu Muthe wie einem Kinde vor den hundert Herrlichkeiten seines Weihnachtstisches. Ich

konnte kaum glauben, daß dies Alles mein eigen sein sollte.

Abends auf der Bastei, auf der wir übernachteten, traf ich Landsleute, Königsberger, an. Ich saß mit ihnen als die Tante sich zur Ruhe begeben hatte, noch bis Mitternacht im Freien. Ein Franzose, ein blessé de Juillet, mit tiefer Schußnarbe in der Wange, der mit meinen Königsbergern verwandt war, sprach von den Julitagen, mein alter Landsmann, Stadtrath Andersch erzählte von der Heimath. Es war dunkles Gewölk am Himmel, der Wind zog langsam durch die Baumwipfel, ganz unten in der Tiefe des Thales dämmerte hie und da in einem Hause ein Licht auf. Ich hörte zu, ich sah umher, ich genoß die Frische der wehenden Luft auf der Höhe, und ich hatte dabei abwechselnd die Bilder vor Augen, welche ich in der Gallerie gesehen hatte. Es war beinahe zu viel, und unwillkürlich sagte ich mir immer im Stillen die alten Verse vor: „Oh wunderschön ist Gottes Erde und werth darauf vergnügt zu sein, drum will ich, bis ich Asche werde, mich dieser schönen Erde freu'n!"

Ich empfand alles Gute, das mir mein Leben hindurch zu Theil geworden, als ein großes Ganzes, ich erinnerte mich aller der Güte, deren ich schon genossen, mit tiefer Rührung. Ich dachte an meinen Vater, der nach der Tagesarbeit nun schon schlief, an meine Schwestern, die gar keine Vorstellung von den Herrlichkeiten hatten, die ich in mich aufgenommen, ich dachte an meine Brüder und ihre verschiedenen Lebenswege, und ich dachte auch an alle die Geliebten, die ich in Breslau zurückgelassen hatte. Ich hing an diesen lieben Menschen allen, ich hätte nicht leben mögen, ohne zu wissen daß sie mit mir lebten, daß sie mich liebten; aber ich war doch glücklich, allein zu sein, ich lebte für mich, ich war, was ich war, durch meine Kraft, durch mein Talent, durch mich selbst — und ich war frei! Frei! Der Nachtvogel, der über unserm Haupte hinzog, dünkte mich nicht freier zu sein als ich!

Es war ein unbeschreiblich, beglückendes Gefühl, mit dem ich von der stillen Höhe in das weite, dunkle Land hinabschaute! Und wie ich an dem Morgen bei unserer Abfahrt von Breslau geistig Besitz genommen von der schönen Welt, so nahm ich nun Besitz von mir selbst.

Die Zeit meiner Hörigkeit war vorüber, die Zeit meiner Freiheit dämmerte vor mir auf! Ich hatte es in meiner Hand, was ich aus meiner Zukunft machen wollte!

Zweites Kapitel.

In dem lieblichen Teplitz angekommen, wo wir in der Schönau eine hübsche Wohnung für uns bestellt gefunden hatten, lebten wir Anfangs ziemlich zurückgezogen, aber die sanfte Wellenlinie des Höhenzuges, der das Thal umschloß, das saftige Grün der weiten Rasenflächen und die schönen schattigen Bäume, waren ein so erfreulicher Anblick, daß man gern in seinem Zimmer weilte, um in das Freie hinaus zu schauen.

Es waren nicht viel Kurgäste im Bade, man hörte also wenig Wagenrasseln und wenig Geräusch, und kam deshalb gar leicht zu jenem pflanzenhaften Hindämmern, das für eine Weile so erquicklich und so beruhigend ist. Am Mittag ging man in den schönen Garten des fürstlich Clary'schen Schlosses, in welchem die Schwäne auf klarem Teiche langsam durch das schimmernde Wasser zogen, am Abende

fuhren wir in der Umgegend umher, da der Onkel uns seine Pferde und den Kutscher nachgeschickt hatte, und ich freute mich an jedem Tage darüber, daß ich es so gut im Leben hätte, so über alle mein Erwarten gut.

Im vollsten Seelenfrieden saß ich an unserm Fenster, wenn die Luft leise durch die Bäume fächelte und der Duft der Rosen aus dem Garten in das Zimmer drang, und sah, wie hier und dort ein paar Leute durch die Wiesen promenirten, wie prächtig gewachsene ungarische Soldaten, die sich in dem kaiserlichen Militärhospitale zur Kur befanden, nach den Badehäusern gingen, wie drüben auf den Höhen die Heerden weideten, und das glatte braune böhmische Rindvieh mit den feinen Köpfen, sich so schön ausnahm. Ich dachte nicht zurück, ich dachte auch nicht wesentlich vorwärts in jenen ersten Tagen; und das gegenseitige Behagen, das meine Tante und ich an einander fanden, erhöhte diese friedensvolle Stimmung noch bedeutend. Ich war mir in diesem Zustande der völligen Ruhe wie eine fremde Erscheinung, aber ich begrüßte ihn als einen Segen und genoß ihn als ein unerwartetes Glück, beson-

ders da ich mir das Zusammenleben mit meiner Tante nicht so leicht gedacht hatte.

Als zuerst in Breslau zwischen mir und meinen Cousinen die Rede von dieser Reise gewesen war, hatten sie mir einstimmig die großen Vorzüge und den vortrefflichen Charakter meiner Tante gerühmt, Alle aber hatten mir zugleich gesagt: „Du wirst kein leichtes Auskommen mit ihr haben, denn sie ist eine sehr herrschsüchtige Natur!" — Ich hatte mich also darauf gefaßt gemacht, mich zu fügen, mich in unbequeme Ansprüche zu schicken, und da ich an Gehorchen und Nachgeben von Jugend auf gewöhnt war, so hatte ich mir meine Lage, trotz der Besorgnisse meiner Cousinen, nicht eben zu schwer vorgestellt. Indeß ich war doch immer auf manche Unannehmlichkeit gefaßt gewesen, und ich wartete nun darauf von einem Tage zum andern, indeß die Herrschsucht meiner Tante wollte und wollte nicht zum Vorschein kommen. Wenn man sich aber gewappnet hat, einem Feinde entgegen zu treten, und er läßt uns in unserer schönen Rüstung unbeachtet stehen, so scheint es uns, als ob er uns ein Unrecht zufüge, und wir fangen an, uns nach ihm zu sehnen, weil wir keine vergeblichen Anstrengungen gemacht haben mögen, weil

wir uns genug thun wollen, in der Rolle, auf die wir uns vorbereitet haben.

Jeden Morgen stand ich mit dem Gedanken auf, heute werde die Herrschsucht meiner Tante zum Ausbruch kommen, und heute werde ich meine Geduld und Nachgiebigkeit beweisen, und jeden Abend legte ich mich unverrichteter Sache, und zuletzt mit einem heimlichen Aerger darüber zu Bette, daß meine Tante mir noch immer Nichts gethan habe.

Wir gingen in Ruhe und Frieden spazieren, hatten Jeder für sein Theil am Morgen nach der Promenade Kopfweh, nahmen unwillkürlich Rücksicht auf einander, dienten und halfen einander wie wir konnten, gewannen immer mehr Neigung und Freundschaft für einander — das kam mir endlich ganz unerträglich vor, und ich sah die guten stillen Tage, die wir lebten, bisweilen wie eine Art von Enttäuschung an, weil ich mich auf andere Zustände vorbereitet gehalten hatte. Eines Abends, als ich neben meiner Tante sitzend, mit diesen thörichten und doch so menschlichen Betrachtungen beschäftigt war, fragte sie mich, weßhalb ich so schweigsam sei, und was mir fehle?

„Deine Herrschsucht!“ antwortete ich, ihr die nackte Wahrheit gebend.

Sie sah mich verwundert an. „Was soll das heißen?“ sagte sie mit Ueberraschung.

„Sie haben mir gesagt, Du wärest so herrschsüchtig,“ versetzte ich. „Ich warte also nun schon über vierzehn Tage darauf, daß Deine Herrschsucht sich zeigen solle, und Du fängst noch immer nicht damit an.“

Sie lachte hell auf. „Also sie haben Dich gewarnt?“ rief sie mit heiterstem Tone, „das wundert mich nicht, denn ich kenne ihr Urtheil über mich. Sie haben Dir aber gewiß nicht gesagt, daß ich dumm sei.“

„Im Gegentheil! Sie haben Dich sehr klug genannt.“

„Nun! so hätten sie Dich doch nicht erst einzuängstigen gebraucht! Sie hätten mir wohl den Verstand zutrauen können, daß ich einsehen würde wie ich Dich nicht zu beherrschen brauche, und nicht beherrschen kann, weil Du selbst weißt, was Du willst und mußt.“ Sie reichte mir die Hand, wir lachten wieder, aber sie wurde gleich darauf sehr ernsthaft, und sagte: „Wenn sie ahnen könnten, wie ich oft

im Stillen die Frauen beneidet habe, denen es vergönnt ist, keinen Willen haben zu dürfen, und sich leiten lassen zu können! — Ich hätte wohl auch liebenswürdig sein mögen, hätte ich nur nicht meine ganze Jugend, ja fast mein ganzes Leben hindurch immer für Andere wollen müssen! Und nun ich es an der Seite meines Mannes besser haben könnte, fehlt mir dazu die Sorglosigkeit und ich bin krank."

Sie brach ab, aber seit der Stunde waren wir Freunde, und die Tüchtigkeit ihres Charakters machte sie mir mit jedem Tage lieber. Sie hatte einen großen Verstand und ein starkes, rechtschaffenes Herz. Was sie für Recht erkannte, daran vermochte sie Alles zu setzen, was ihr als Unrecht erschien, dafür fehlte ihr die schwächliche Nachsicht, und so kam etwas Herbes in ihr Wesen, das vielleicht ihrer Liebenswürdigkeit Abbruch thun mochte, das aber ihren Werth nur erhöhte, und sie mir nicht nur lieb, sondern verehrungswürdig und sympathisch machte.

Sie ihrerseits sah mit großer Liebe auf meine Zukunft hin. „Wie schön ist's, daß Du eigentlich doch noch jung bist!" rief sie mitunter aus. Pflege Dich doch recht, ruhe recht aus, damit Du auch ge-

sund wirst. Jugend und Gesundheit sind ein Boden, auf dem Alles wachsen und werden kann."

Wir lasen viel, und gingen also oftmals in die Leihbibliothek, die, wie es noch jetzt in vielen deutschen Bädern der Fall ist, um zehn Jahre hinter der Jahreszahl zurückgeblieben war. Eines Tages, als wir auch ziemlich rathlos vor den Borden des Bücherverleihers standen, trat eine bejahrte Dame an mich heran, um mir ein Buch zu empfehlen, das sie dem Verleiher eben zurückbrachte. Es war mir bekannt, ich lehnte es also dankend ab, indeß die Dame, welche sich mir schon im Schloßgarten und auf der Promenade mehrmals in auffallender Weise genähert hatte, fing eine Unterhaltung mit uns an, und als wir den Laden verließen, begleitete sie uns.

Es war eine Frau von fünfzig Jahren, der man ihre einstige Schönheit ansah, und die mit ihrer edlen Haltung und den feinen, milden Zügen ihres Gesichtes, das noch immer von einer Fülle hellblonder Locken umgeben war, das schönste Bild matronenhafter Weiblichkeit in sich darstellte. Sie sagte, daß sie zufällig unsere Namen erfahren, daß sie meine Romane gelesen habe, und daß sie sich freue mir zu begegnen. Das konnte eine bloße

Redensart sein, aber ich fühlte es dieser Frau entschieden an, daß sie irgend etwas Besonderes für mich auf dem Herzen habe, daß ihre Theilnahme an mir eine wahrhafte sei, und daß noch ein anderer Beweggrund, als das bloße Wohlgefallen an meinen Romanen, sie mir entgegenführe.

An den folgenden Tagen sahen wir sie öfter wieder. Sie suchte uns stets geflissentlich auf, hielt sich vorzugsweise zu mir, und ich erfuhr von ihr, daß sie Minuth heiße, eine Landsmännin von mir, eine geborene Toussaint aus Königsberg, und die Wittwe eines preußischen Geheimraths sei. Sie hatte ihren Mann und fünf erwachsene Kinder verloren, und stand nun ganz allein da. Jede ihrer Mienen drückte ihr durchlebtes Unglück aus, ihr Ton, ihre Aeußerungen trugen den Stempel der Resignation, aber ihre Güte für Andere hinderte sie, ihre Klagen laut werden zu lassen, und ihre Rücksicht für jeden Leidenden ließ es errathen, was sie den Ihrigen gewesen sein mußte.

Sie hatte zwei Nichten zur Begleitung bei sich, und hatte auch viele Bekannte in Teplitz vorgefunden, mit denen wir durch sie in Verbindung geriethen; es wurden dann allmählich verschiedene

Partien unternommen, und da wir eigenes Fuhrwerk hatten, und Frau Minuth der Tante und mir gleich lieb geworden war, so wurden fast alle Fahrten und Ausflüge in die Umgegend in ihrer Begleitung gemacht.

Eines Nachmittages waren wir denn auch zusammen nach Dux, einem alten Schlosse in der Nähe von Teplitz gefahren, das seit dem sechszehnten Jahrhundert den Grafen Waldstein gehört. Man besah die alten Möbel, die alten Bilder, unter denen sich ein Portrait von Wallenstein befand, man zeigte uns in der Rüstkammer eine blutbefleckte Kleidung, in welcher Wallenstein ermordet sein sollte, und von den historischen Sieben-Sachen, von den verblichenen Herrlichkeiten hinweg, schaute ich aus den Fenstern in den Park hinaus, dessen schöne Weitung, dessen prächtige Allee meine ganze Sehnsucht gefangen nahmen.

Frau Minuth, die auch hier wieder neben mir war, bemerkte das, und schlug mir vor in das Freie zu gehen. Ich war dazu bereit, sie nahm meinen Arm und aus dem Schlosse tretend, gelangten wir in die schönste Allee, die ich überhaupt gesehen habe. Eng in einander verschlungen, hoben sich zu beiden

Seiten des Weges Laub- und Nadelbäume zu thurmhohen Wänden empor, zwischen welchen man den Kopf ganz nach hinten biegen mußte, um den Himmel zu sehen, und am Ende dieser herrlichen Baumreihen eröffnete sich dem überraschten Auge plötzlich weit und hell die Aussicht auf die Biliner Felsen und auf die Milischauer, einen der höchsten Berge dieser Gegend.

Diese Schönheit entzückte mich und ich sprach das lebhaft aus, meine Begleiterin aber war ganz still. Plötzlich, als wir schon eine Strecke von dem Schlosse entfernt waren, blickte sie um sich her, und sich dann zu mir wendend sagte sie: „Ich bin recht glücklich, daß ich endlich einmal mit Ihnen allein bin; ich habe dies Alleinsein mit Ihnen die ganze Zeit gesucht, denn ich habe für Sie Etwas auf dem Herzen. Ich habe Ihnen für das Höchste zu danken, was ein Mensch dem Andern verdanken kann. Sie haben mein Herz von einem großen Fehler und meinen Verstand von einem schweren Irrthum geheilt."

Sie drückte mir dabei die Hand, ich wußte nicht was ihre Worte bedeuteten. „Sie kennen ja," sagte sie fortfahrend, „das große Vorurtheil, welches die Christen gegen die Juden hegen. Dies Vorur-

theil, ja diesen Widerwillen und Haß gegen die Juden habe ich im vollen Maße getheilt, und mir noch Etwas darauf eingebildet, bis ich im vorigen Jahre Ihren Roman, Ihre „Jenny", gelesen habe. Tag und Nacht ist mir es danach im Sinne herumgegangen, gegen wie viele Menschen ich mich hochmüthig versündigt habe, und ich habe mich meiner Härte und meiner Verblendung von Herzen geschämt, und ein rechtes Verlangen danach getragen, Ihnen einmal zu begegnen, und Ihnen zu sagen, was Sie an mir gethan." — Sie legte mir dabei ihre Hände auf die Schultern, und sah mich mit ihren thränenschweren Augen freundlich an. „Gott gebe Ihnen Glück!" sprach sie darauf mit bewegter Stimme, indem sie mich umarmte. „Wer so warm gegen Vorurtheile und für die Menschlichkeit spricht, dem wird es wohlgehn in der Welt. Gott gebe Ihnen Glück, recht viel Glück, mein liebes Kind!"

Und ich war in dem Augenblicke schon weit glücklicher als sie es ahnte! Ich küßte ihr die Hand, die sie mir wie segnend aufgelegt, wir blieben eine Weile still bei einander stehen, und ich gelobte mir in meinem Herzen, dieser Stunde eingedenk zu sein, wenn ich jemals die Versuchung fühlen sollte, mir

selber oder meinen Ueberzeugungen untreu zu werden — aber so fest ich diese liebe Erinnerung in mir bewahrt, als Mahnung habe ich ihrer nie bedurft.

Außer Frau Minuth näherten sich mir allmählich einige andere Personen, namentlich ein schwer leidender junger Mann, der an Krücken umherging. Sie wollten mir es danken, daß ich ihnen Stunden der Krankheit und des einsamen Leidens mit meinen Arbeiten erheitert und verkürzt; Andere sprachen mir es aus, wie ihre Gesinnung mit der meinen übereinstimme, wie verwandt sie sich mir dadurch empfänden, und die fernreichende Kraft des geistigen Schaffens trat mir auf diese Weise in erfreulichstem Ausdruck entgegen. Ich kam mir nicht wie in der Fremde vor, weil ich Leute fand, die von mir wußten, denen ich Etwas geleistet hatte, die mir, ohne mein weiteres Zuthun, dafür Freundlichkeit und guten Willen entgegenbrachten; und dies Bewußtsein der Wirkung in die Ferne, der Wirkung auf Andere, das Bewußtsein, daß ich durch mein Schaffen mir eine Menge gleichgesinnter Menschen zu eigen mache und zu Freunden gewinne, gab all dem Guten, welches sich mir in jenen Tagen dar=

zubieten angefangen hatte, einen festen Hintergrund, und ließ mich auf die Dauer des innern Wohlbehagens und des geistigen Gleichgewichtes hoffen, dessen ich mich erfreute.

Es war im Plane meiner Tante festgesetzt gewesen, daß wir, nachdem sie ihre Kur beendet haben würde, eine Reise durch die böhmischen Bäder und nach Prag machen, daß ich darauf mit ihr nach Breslau fahren, und in ihrer und meines Onkels Gesellschaft das Riesengebirge und die Grafschaft Glatz besuchen sollte. Ich hatte mir es auf Tag und Stunde ausgerechnet, daß ich auf diese Weise immer noch in der zweiten Hälfte des August im Vaterhause sein, und eine meiner jüngsten Schwestern, wie ich ihr versprochen, in das Seebad Kranz hinführen könne, welches nur einige Meilen von Königsberg entfernt lag; indeß meines Vaters Ausspruch, daß es thöricht sei, weitverzweigte Vorausberechnungen zu machen und sich mit den Einzelnheiten der Zukunft zu beschäftigen, stellte sich auch für mich, die sich nur gar zu gern in Detaille-Malereien dessen, was künftig geschehen sollte und mußte, zu verlieren pflegte, wieder einmal als richtig heraus.

Ich stand am Johannisabende mit den Kindern unserer Wirthsleute auf den Höhen, welche sich längs der Vorstadt Schönau hinziehen, und sah in die Ferne hinaus, als man die Johannisfeuer anzuzünden begann. Der Abend war dunkel und windstill. Erst leuchtete auf der Wilhelmshöhe ein Feuerchen auf, dann ein zweites auf der Rosenburg, auch auf der Riesenburg, dem Kostenblatt, der Silesiushöhe, auf den Millischauern, auf dem Bilinirberge, überall brannten die Feuer auf, und ließen die Weite des Horizontes erkennen, welchen man beherrschte; und die Wirthstochter erzählte uns dabei, wie der heilige Johannes sich einst, als er vor seinen Widersachern in die Wüste geflohen sei, ein Feuer angezündet habe, um sich gegen die wilden Thiere zu schützen. Das Feuer habe ihn jedoch seinen Feinden verrathen, daß sie von allen Seiten sich gegen ihn aufgemacht, da habe aber Gott der Herr sich seiner schnell erbarmt, und auf allen Bergen und Höhen, auf allen Wiesen und Thälern die Flammen aufzucken lassen, bis daß die Verfolger über die Richtung ihres Weges irre und der Heilige vor ihnen also behütet worden sei. Zur Erin=

nerung daran feiere man nun den Johannistag, und brenne man die Johannisfeuer.

Die Gesellschaft, die aus unserm Hause auf den Berg gestiegen war, bestand zum großen Theile aus Norddeutschen, welche diese einfache und anmuthige Erzählung mit vornehmer Geringschätzung an ihrem Ohre vorüberrauschen ließen, denn der sogenannte rationelle Protestantismus ist bisweilen eben so unempfindlich für Poesie, als für den historischen Zusammenhang und die formelle Gleichbildung der Mythen in den verschiedenen Kulten. Das ist eine von seinen schlimmen und gefährlichen Seiten! Einer der Männer sprach von der unvernünftigen Holzverschwendung, ein Anderer schalt auf den albernen Wunderglauben des Volkes, welcher von der katholischen Geistlichkeit geflissentlich genährt werde, und ich sah daneben mit Vergnügen, wie hell aus dem Dunkel der Nacht der goldig-rothe Feuerschein von allen Ecken durch die Lüfte zuckte, und es freute mich, daß hier die Böhmen von ihrem lieben Herr-Gotte nicht weniger gut und nicht weniger poetisch fabelten als die Griechen es von ihrem Zeus und von ihrer Minerva gethan. Das Mirakel Gottes für den heiligen Johannes, erschien mir der Phan-

tasie des Volkes eben so angemessen, als alle jene Wunder, welche Minerva für den Odysseus gewirkt, und nebenher entzückte es mich, wie man das Feuer, diese ursprüngliche Naturkraft, auf der Höhe des Jahres entfesselte, und sie im schönen Cultus der Natur, in stiller Nacht als Symbol der Freude, für den Reichsten wie für den Aermsten emporsteigen, und Allen als ein Erinnerungszeichen an hingeschwundene Tage in die Seele leuchten ließ. Dies Ineinandergreifen des alten deutschen Naturkultus und der Mythen des Christenthums, dies Personifiziren der unsichtbaren Kräfte und Gewalten, das allen Völkern bei ihrer Religionsbildung unerläßlich geschienen, beschäftigte mich sehr, und da man leicht geneigt ist, von dem Allgemeinen auf das Persönliche hinüber zu gleiten, so fand ich mich mit meinen Gedanken bald zu mir selbst zurückgekehrt.

Es überraschte mich so, daß ich mich in Böhmen, daß ich mich in einem katholischen Lande befand, daß die Johannisfeuer vor mir brannten, daß Wallnußbäume ihre duftigen Aeste und Blätter über meinem Haupte wiegten, daß Tausende von Leuchtwürmchen, wie fliegende Sterne, die Luft durch-

gaukelten, und ich fragte mich, ob ich wache oder träume? Ich fragte mich: wie kam, wie komme ich denn eigentlich hierher? allein hierher? ohne Vater, ohne Mutter, ohne Geschwister? ganz allein.

Meine Aussichten für das Leben waren in meiner ersten Jugend so beschränkt gewesen, nun weiteten sie sich mit jedem Tage mehr, und ich hatte beinahe Mühe mich daran zu gewöhnen. Es war ja Alles ganz anders geworden als ich es erwartet, als ich es gewünscht hatte. So weit menschliche Einsicht es in meinem sechszehnten Jahre voraus berechnen können, war es mir bestimmt gewesen, als eine christliche Pastorsfrau in einem stillen Dorfe des Harzes zu leben. Ich hatte mir dies als das größte Glück gedacht, es mir mit rosigen Farben ausgemalt. Statt dessen war der arme Leopold so jung gestorben, ich hatte das Leben in einer neuen, von der seinigen völlig abweichenden Weise erfassen lernen, ich hatte Kräfte und Fähigkeiten in mir gefunden, von denen er und ich Nichts in mir geahnt, ich hatte sein Andenken in meiner Erinnerung begraben, leidenschaftliches Lieben, bittre Schmerzen waren über seiner Asche in mir lebendig geworden, und auch sie waren durchlebt, hatten sich

gewandelt, hatten ihre Lösung und Verklärung gefunden, und von Allem was ich einst ersehnt und erstrebt, ersehnte ich jetzt Nichts mehr, hätte Nichts mir jetzt noch das Glück gewähren können, was es mir einst gewesen sein würde.

Ich hätte nicht mehr an der Seite des trefflichen jungen Mannes, ich hätte nicht mehr an Leopold's Seite leben mögen, ich würde ihm eine Fremde, und unglücklich neben ihm gewesen sein. Der Gedanke an das einsame Pfarrhaus engte mir den Sinn ein. Es lag weit hinter mir, wie das Aschenbrödelkleidchen, das ich einst als Kind getragen. Ich athmete freier, als ich noch vor wenig Jahren es für möglich gehalten hatte; ich fühlte, daß ich mich auf dem rechten, auf dem meiner Individualität angemessenen Wege befand, und wie den heiligen drei Königen ihr Stern, so leuchtete mir ein innerer Stern auf meinem Wege vorwärts. Hätte ich ihn nicht sehen, ihm nicht nachgehen mögen, ich hätte ihm folgen müssen aus freier und doch nothwendiger Wahl.

Und während diese heidnischen Johannisfeuerchen auf den Höhen loderten, zur Freude der katholischen Christenheit, feierte ich einen eigenen innern Gottes-

dienst, der wahrer Frömmigkeit und wahren Glaubens nicht ermangelte, und bei dem ich, der Wandelung alles Vorhandenen eingedenk, weit hinaus in meine eigene Zukunft blickte, und wie im dämmernden Weben den Plan zu einer Arbeit an mich herantreten sah, in der die naturbedingten und darum nothwendigen Wandlungen des Menschen, an einem weitverzweigten Menschenkreise in solcher Weise dargestellt werden sollten, daß die Wandlung sich nur als eine unabweislich nothwendige Entwicklung der verschiedenen Persönlichkeiten bewähren, und eben durch sie ein Bestehen im Wechsel dargethan werden sollte.

Von der Stunde an ist der Gedanke an den Roman, den ich etwa zehn Jahre später unter dem Titel „Wandlungen" erscheinen lassen, nicht mehr von mir gewichen. Er ist vor mir aufgetaucht, und durch Näherliegendes wieder zurückgedrängt worden, und mit jedem neuen Auftauchen hat er von den Ereignissen, die ich geschehen sah, von den Erfahrungen, die ich machte, eine neue Farbe und einen wachsenden Gehalt entlehnt, und er und ich sind mit einander fortgeschritten durch manche Störungen und manche Hindernisse, sind beide mit und neben=

einander zu freierer Entfaltung gekommen, und beide so zu sagen fertig geworden, in einer Zeit, in welcher die Teplitzer Tage schon wieder so weit von mir ablagen, als meine erste Jugend mir in Teplitz fern zu liegen gedünkt.

Und heute blicke ich wieder zurück, und die Johannisfeuer brennen auf der Höhe und leuchten hinab auf einen langen wechselvollen Weg, und leuchten hinein bis in mein Herz, und bis in das stille Haus voll Liebe und voll Frieden, bis an den trauten Heerd, an dem mein'Leben seine Ruhestatt gefunden, und an welchem noch lange in dem Kreise der Meinen walten zu dürfen, jetzt fast mein einziges Verlangen ist.

Drittes Kapitel.

Meinen Teplitzer Zuständen und meinen Planen stand aber schon an jenem Johannis=Abende eine Wandlung nahe bevor. Während ich an eine Reise nach Schlesien und an eine baldige Heimkehr nach Preußen dachte, erhielt ich die Nachricht, daß mein Vater eine meiner jüngern Schwestern zu mir senden werde, und daß ich diese zu einer Kur nach Franzensbad zu geleiten habe.

Wenn man eine Maschine, die man nach einer bestimmten Richtung dirigirt hat, plötzlich von derselben abkehrt, so giebt das immer einen Stoß, und solch einen Stoß erleiden wir auch, wenn uns die wohlausgesonnenen Plane, Plane, auf welche wir unsere Gedanken hingewendet, unerwartet über den Haufen geworfen werden. Indeß ich hatte so viel Vergnügen an der Aussicht, meine Schwester wiederzusehen, und ihr, welche bis dahin die nächste Um=

gebung der Vaterstadt noch nicht verlassen hatte, ein Stückchen Erde, ein Stückchen von der schönen Welt zu zeigen, daß ich mich bald in die neue Gedankenreihe hineinfand; und da ich von Natur heitern Sinnes, also auch geneigt war, jedem Dinge seine beste Seite abzugewinnen, so kehrte ich mein Auge von den Erwartungen ab, welche ich in Schlesien erfüllt zu sehen gehofft hatte, um es mir in den angenehmsten Farben vorzustellen, wie ich allein mit meiner Schwester reisen, welchen Weg wir nehmen, wie viel Schönes wir dabei kennen lernen, und wie verwundert meine Pflegebefohlene dabei sein würde.

Man hat es so sehr in seiner Gewalt, sich die Gläser zu schleifen, durch welche man die Welt betrachten, und die Farbe zu wählen, in welcher man sein Schicksal ansehen will. Wer die Welt und seine Obliegenheiten in derselben in trübem Lichte zu schauen geneigt ist, dem fehlt es in der Regel an Einsicht und an Selbsterkenntniß, und vor allen Dingen an der rechten Liebe. Denn wenn es mit dem Genießen nicht eben werden will, wie wir es wünschen, nun so bleibt doch immer noch das Leisten übrig, mit dem es sich auch ganz leidlich durchkommen läßt; und ich meine, so lange die Natur noch

schön ist, so lange es noch große Kunstwerke und erhabene Gedanken giebt, und so lange man noch ein Menschenwesen findet, das unserer wirklich bedarf, kann man nicht völlig unglücklich werden, und muß das Leben noch erfreulich sein, vorausgesetzt, daß man genug Gesundheit hat, desselben genießen zu können.

Die Zeit, welche ich noch bei meiner Tante zu verweilen hatte, ging nun schnell vorüber, denn die Stunden gewinnen doppelte Flügel, wenn sie sich einem absehbaren Ziele nähern. Wir trennten uns als wahre Freunde. Sie ging nach Schlesien zurück, und ich fand mich denn am Abende des Trennungstags wieder einmal in dem Coupé einer Schnellpost, aber diesmal nicht mehr von meinem Vater oder von sonst einem Bekannten beschützt, sondern als Beschützer einer Andern, und es war mir eine ganz besondere Empfindung, als die Nacht herabsank, als wir Berg auf Berg ab durch das fremde Böhmerland fuhren, auf Wegen, die ich nie betreten, durch Ortschaften und nach einem Orte, welchen ich nicht kannte, die Schwester an meiner Seite, die ich als ein Kind auf meinen Armen getragen, und die



jetzt müde und ruhebedürftig, ihren Lockenkopf zum Schlaf an meine Schulter lehnte.

Die Worte Byron's: „Doch Nichts kann so viel Freude machen, als, was man liebt, im Schlummer zu bewachen," wurden mir recht lebendig zu einer Wahrheit, denn Liebe geben ist eben so beseligend als Liebe zu empfangen. Wie ich in meiner Jugend glücklich gewesen war, mich schlafmüde auf der Reise an meines Vaters Brust zur Ruhe legen zu können, so ließ ich jetzt mit gleicher Freude sein Kind in meinem Arme schlafen, und freute mich an den stillen Athemzügen des jungen Mädchens, und an den Lichtreflexen, welche die Laternen des Postwagens über die Schlafende warfen.

Meine Schwester war damals ein sehr hübsches Mädchen von kaum neunzehn Jahren. Schlank, lebhaft, voll Verstand, voll übermüthiger Lebenslust, war sie dabei von großer Herzensgüte, und eben so schalkisch als naiv. Freilich hatte ein längeres Unwohlsein diesen Eigenschaften im Augenblick einen gewissen Abbruch gethan, aber es war doch noch genug Munterkeit in ihr vorhanden, um sie höchst empfänglich für jeden neuen Eindruck zu machen, und wir kamen eigentlich während dieser ganzen

Reise nicht aus dem Gefühl des Glückes und des Vergnügens heraus.

Wir verweilten drei Tage in Karlsbad, weil sich einige von unsern Verwandten dort zur Kur aufhielten, und langten dann eines Nachmittages im Franzensbade an, wo uns Nichts weniger als eine joyeuse entrée zu Theil wurde. Denn ganz abgesehen davon, daß uns nach den anmuthigen Thälern und Höhen von Teplitz, nach den romantischen Umgebungen von Karlsbad, die kahle, mit Korn bepflanzte Hochebene, auf welcher Franzensbad gelegen ist, sehr reizlos und leer erschien, so goß es in Strömen vom Himmel nieder, und weder in einem der Gasthöfe, noch in einem Privathause war ein Unterkommen für die Nacht zu finden. Die Zahl der zu vermiethenden Räumlichkeiten stand damals noch außer allem Verhältniß zu der Menge der Kranken, die von allen Seiten hilfesuchend nach dem Bade kamen.

Ich wendete mich an den Badearzt, dem wir empfohlen waren; er hatte seine Privatzimmer bereits am Tage vorher einigen Fremden abgetreten, die sich in gleicher Noth befunden, und sah sich selbst auf eine Stube beschränkt. Ich begab mich zur

Badepolizei, man sagte mir, es hätten schon viele Fremde abreisen uud eine Wohnung in Eger nehmen müssen, von wo sie zur Kur herüberkämen, und selbst dort würden kaum noch Quartiere zu haben sein. Auf meine Bemerkung, weßhalb man in diesem Falle nicht eine Anzeige in den Zeitungen mache, und die Fremden davon in Kenntniß setze, daß sie für den Augenblick in Franzensbad nicht unterkommen könnten, erhielt ich den naiven Bescheid, in einigen Tagen, spätestens Ende der Woche würden ja wieder Wohnungen frei werden; und nun saßen wir bei stürzendem Regen da, ohne zu wissen, wo wir die Nacht zubringen sollten, da wir nicht einmal einen eigenen Wagen hatten, in dem man doch zur Noth hätte schlafen können. Es war eine unangenehme Lage. Meine Schwester war von dem ungewohnten Reisen so ermüdet, daß sie nicht vom Flecke konnte, ich hatte eine Verletzung am Knöchel des Fußes, die ich mir bei einem Ritt in Karlsbad zugezogen, und die mir das Gehen sehr beschwerlich machte, und die Rathschläge, die man uns für unser Unterkommen gab, erwiesen sich alle als fruchtlos. Der Eine empfahl mir, nachzuhören, ob man uns nicht für die nächsten Nächte in dem

Speisesaal irgend eines Gasthauses Betten aufschlagen oder Sopha's herrichten könne, der Andre rieth, Extrapost zu nehmen und nach Eger zurückzukehren, um dort unser Heil zu versuchen, und all diese Erörterungen gingen in einer einfenstrigen Stube des Posthauses vor sich, in welcher Condukteure hin und her liefen, und deren ganzes Ameublement in Tisch und Stuhl und in einer Bettstelle bestand, auf welcher die Condukteure je nach Gelegenheit ihre Rast zu halten pflegten.

Alle meine Versuche in der Post ein Zimmer zu erlangen blieben vergebens, man hatte auch dort bereits den Fremden abgetreten, was man entbehren konnte; da aber der Postmeister die große Erschöpfung meiner Pflegebefohlenen sah, erbot er sich, uns das Zimmer und das Bett der Condukteure zu überlassen, und so überaus widrig der schmutzige, qualmige Raum und das unsaubre Lager auch waren, so mußte ich doch froh sein, dies Anerbieten benutzen zu können, da es uns wenigstens für diese Nacht ein Obdach verschaffte, und uns vor der Nothwendigkeit bewahrte, auf gut Glück nach Eger zurückzukehren. Meine Schwester schlief, nachdem wir, so gut es anging, mit unsern Mänteln die häßliche

Lagerstätte bedeckt hatten, augenblicklich ein, und mir wurde nun, diesmal freilich sehr gegen meinen Wunsch, wieder der Genuß zu Theil, „das, was ich liebte, im Schlummer zu bewachen!"

Es vergingen denn auch noch einige Tage, ehe wir zu einer aushaltbaren Einrichtung in Franzensbad gelangen konnten. Aus der Conducteurstube der Post avancirten wir in die Bodenstube eines Hotels, und erst aus dieser in die kleinen freundlichen Zimmer eines, in der Kirchstraße belegenen Privathauses, welche wir während unsres siebenwöchentlichen Verweilens in Franzensbad bewohnten.

Ich weiß nicht, welche Verbesserungen und Verschönerungen Franzensbad erfahren haben mag, seit ich es besuchte, das aber weiß ich, daß es mir damals, und obenein bei dem kalten regnerischen Sommer, als ein sehr unangenehmer Aufenthalt erschienen ist. Wir kamen aus den Pelzkragen und Gummischuhen, aus den Mänteln und Kapotten gar nicht heraus, und dazu drängte die große Masse der Fremden sich bei dem Trinken in den engen Colonaden zusammen, oder zog mißmüthig, naß, durchregnet und frierend, über die im Nebel qualmenden

Wiesen nach der Wiesenquelle hinaus, an welcher noch gar keine Colonaden erbaut waren, und an der man also der Unbill des Wetters völlig anheim gegeben war.

Nach ein paar Tagen kannte ich jedes Haus der drei Straßen, jeden Porzellan-Mops und Chinesen an den Schaufenstern der Magazine, und der Gedanke, mich unter Hunderten von kranken Menschen zu befinden, fing dazu bald schwer auf mir zu lasten an. In Teplitz, wie in allen den Orten, an welchen man das Wasser nicht trinkt, sondern nur badet, wird man das Elend lange nicht so gewahr; aber alltäglich am Morgen und am Abend diese Schaaren und Züge hustender, schleichender, gelähmter, elender Menschen zu sehen, hatte für meine Vorstellung etwas Fürchterliches. Es half mir auch gar nicht, daß unter den Kurgästen sich Viele befanden, die frisch und munter aussahen, denn ich fragte mich doch unwillkürlich, was ihnen wohl fehlen möge, und die Gewaltsamkeit, mit welcher ein großer Theil der Menschen sich in den Bädern pflichtmäßig zu zerstreuen, sich zu amüsiren sucht, hatte für mich vollends etwas Peinigendes.

Mitten in der Pflege meiner Schwester, der man

ein strenges Regime und eine sehr zusammengesetzte Kur verordnet hatte, so daß wir fast Tag über mit Baden und Trinken und Trinken und Baden beschäftigt waren, erhielt ich von Berlin die Nachricht, daß man den genealogischen Kalender, für den ich eben die Novelle: „Der dritte Stand" geschrieben hatte, wegen einer in dieser Arbeit enthaltenen Unterredung mit Beschlag belegt und das Erscheinen des Kalenders für den Augenblick damit verhindert habe.

Der Herausgeber des Kalenders war in seiner Verlegenheit rathsuchend zu meinem Bruder gekommen, dieser hatte sich an das Obercensurcollegium gewendet, und wir hatten nun abzuwarten, was aus der Sache werden würde.

Die Stelle, um welche es sich handelte, lautete: „Hartherzig und selbstsüchtig sind nur die Reichen. Ich habe es oft gesehen, wie Frauen und Männer in prächtiger, warmer Winterkleidung ungerührt an dem frierenden Armen vorübergingen, und sich höchstens mit der Unwahrheit entschuldigten, daß sie kein Geld bei sich führten. Der Arbeiter thut das nie. Er weiß, was Nothleiden bedeutet, und selbst

der Arme giebt unaufgefordert sein Scherflein, wenn er dem Aermeren begegnet" —

„Das ist wahr," meinte Franz. „Die Wohlhabenden belügen sich mit ihren Grundsätzen über die Schädlichkeit des Bettelns; sie beschwichtigen ihr Gewissen durch die Beiträge, die sie den sogenannten Wohlthätigkeits-Anstalten zahlen. Auf einen Taugenichts aber, der aus Trägheit die Mildthätigkeit frech belügt, kommen zehn Unglückliche, denen wegen des bloßen Verdachtes nicht geholfen wird; und was die milden Anstalten leisten, das kennen wir, die wir der arbeitenden Klasse nahe stehen, zur Genüge."

— — „Wenn ich im Winter recht behaglich in meinem Zimmer bin," sagte Eduard, „und durch die Scheiben blickt so ein kummervolles blasses Frauengesicht zu mir hinein, oder ein Mann, dem das Elend aus allen Zügen spricht, so frage ich mich immer: warum kommt er nicht herein und nimmt mir den warmen Rock, da ich mehrere habe und ihm keinen davon abgebe, obgleich ihn friert? Warum soll denn die Frau mit dem Kaffee, der vor mir dampft, nicht ihre hungernden und frierenden Kinder erquicken, ohne daß sie mich darum fragt,

da mich nicht friert und nicht hungert, auch wenn sie mir ihn nimmt? Ich hätte kaum den Muth, Diejenigen des Diebstahls anzuklagen, die der Instinkt der Selbsterhaltung, der heiße Trieb der Mutterliebe zu dem veranlaßt, was uns Verbrechen erscheint. Weil man zu engherzig ist, den Armen auf der Erde zufrieden zu stellen, verweiset man ihn auf den Himmel, wo die Huld Gottes ihm Glück gewähren soll. Und selbst dies Glück wird ihm nur für den Fall verkündet, wenn er den ungeheuren Muth gehabt, all den Versuchungen zu widerstehen, die Noth und Elend über ihn brachten. Wir lassen ihn im Elende, wir schützen ihn nicht vor Verzweiflung, wir thun Nichts, ihn vor Verbrechen zu bewahren, und sind frech genug zu sagen, Gott werde so unerbittlich, der Allweise so kurzsichtig sein, als irdische Justiz, welche den Menschen um Verbrechen bestraft, zu denen die fehlerhafte Einrichtung unserer Gesellschaft ihn fast gezwungen hat."

In diesen ehrlich gemeinten, wenn auch nicht völlig aufrecht zu erhaltenden Behauptungen, und namentlich in den letzten Anklagen, welche zu erheben man damals noch weit mehr als jetzt Ver-

anlassung hatte, war von dem Obercensurcollegium eine Aufreizung der niedern Stände gegen die höheren, der Armen gegen die Reichen gefunden worden, und ich erhielt nun von dem Verleger des Kalenders einen Brief mit der Bitte, mich auf die Abänderung des Kapitels einzurichten, in welchem die betreffende Unterredung enthalten war, da er sich genöthigt sehen würde, Cartons drucken und die angefochtene Stelle heraus nehmen zu lassen, wenn es nicht gelingen sollte, die Beschlagnahme des Kalenders rückgängig zu machen, wofür mein Bruder sich thätig bemühte.

Daß ich eine solche Aenderung bewerkstelligen müsse, wenn es nicht zu umgehen sei, sah ich natürlich ein, indeß ich wußte nicht recht, wie ich das anzufangen haben würde, denn es ist ein mißliches Ding, um äußerer Rücksichten willen, Aenderungen an einer Arbeit anzubringen, die man als ein Ganzes gedacht und als ein in sich Abgeschlossenes ausgeführt hat.

In diesem besonderen Falle würde es darauf angekommen sein, einer Unterredung, die sich von ihrem Anfang an, bis zu einer bestimmten Spitze gesteigert und erhoben, eben diese Spitze abzubrechen,

und ich hatte, während ich den vorläufigen Versuch dieser Aenderung machte, fortdauernd das lächerliche Bild eines Menschen vor Augen, welcher einen gewaltigen Anlauf nimmt, um vorsichtig über eine Thürschwelle zu steigen. Es schien mir unmöglich, zwei Figuren, in die ich viel Wärme, eine lebhafte Beredtsamkeit und ein gewisses Pathos hinein gelegt, eine ihr ganzes Wesen kennzeichnende Unterredung mit einer gleichgültigen Wendung abschließen zu lassen, denn es kam mir dabei beständig vor, als sträubten die Figuren selber sich dagegen.

Seit ich zu dichten angefangen, hatte ich mir stets nur eine relative und beschränkte Gewalt über die von mir geschaffenen Gestalten zuerkannt, und mir hatte dabei immer Göthe's Zauberlehrling, als ein Bild für das Verhältniß des Dichters zu seinen Geschöpfen vorgeschwebt.

Der Dichter hat die Macht, seine Menschen aus dem Nichts hervorzurufen, er kann sie beschwören, sie an einen bestimmten Platz hinstellen, ihnen eine angemessene Thätigkeit überweisen, aber sind sie erst da, haben sie Gestalt gewonnen, sind sie in Thätigkeit und in Verbindung zu einander getreten, so

wird der Meister, der sie schuf, zum Knechte; sie werden, wenn sie wirklich lebensfähig sind, selbstthätig und aus innerer Nothwendigkeit frei, und es bleibt dem Dichter nur das Gewährenlassen, und das Vorbereiten und Zurechtlegen der Umstände, an welchen die erdichteten Personen ihre Individualität zu entwickeln haben, wobei sie denn natürlich auch wieder aus ihrer innern Nothwendigkeit heraus, zu Mitschöpfern und Fortführeren der Ereignisse werden.

Man hat mich bei dieser oder jener Wendung in meinen Arbeiten, bei der oder jener Schicksalsgestaltung einer Figur wohl gefragt, warum ich es eben so und nicht etwa anders, warum ich in dem einen Falle die Lösung nicht freundlicher, in dem andern Falle vielleicht nicht strenger gewählt? Und ich habe fast niemals eine andere Antwort darauf zu geben vermocht, als meine Ueberzeugung von der folgerechten Nothwendigkeit eben dieses Ausganges; denn die aus dem Charakter der erdichteten Gestalten hervorgehende innere Nothwendigkeit ihres äußern Handelns ist der Compaß, welcher dem Dichter seinen Weg zum Ziele angiebt; und wo man für ein Dichtwerk eine andere Lösung

wünscht, als der Dichter sie hingestellt hat, wo man verlangt, seine Personen möchten so oder anders gehandelt haben, da liegt die Möglichkeit solcher Verlangniß eben nur darin, daß entweder der Leser nicht achtsam genug in das eigentliche Wesen der Dichtung eingegangen ist, was leider nur zu häufig geschieht, oder daß es dem Dichter nicht gelungen ist, den ersten Ursprung und die darauf begründete Entwicklung der betreffenden Gestalt zu einer Einheit verbunden, als einen in sich beruhenden Organismus, in einem wirklich lebensfähigen und in sich berechtigten Individuum hinzustellen.

Die Romanfiguren, die uns nicht so lebendig werden, daß sie uns gelegentlich wie unsere alten Bekannten einfallen, und daß wir uns fragen müssen, wo ist denn der Mensch her? wo bist Du dem Menschen begegnet, der Dir eben jetzt vor die Seele tritt? die sind nicht viel werth. Die Gestaltgebung ist nach meiner Meinung das Erste und das Höchste worauf es ankommt; und wenn das „Erschaffen" als ein Zeichen der Machtvollkommenheit Gottes hingestellt wird, so ist der Grad des Gestaltungsvermögens sicher auch der Maßstab für die eigentliche Kraft des Dichters.

Mir wurde, um auf meine Kalender-Erzählung zurückzukommen, die Nothwendigkeit einer Abänderung des Dialoges, nach dem Urtheil des Obercensurcollegiums erspart, aber die Erklärung, mit welcher ich diese Gunst erlangte, war mir im Grunde eben so verdrießlich als die Abänderung es mir gewesen sein würde.

Man hatte nämlich nach verschiedenen Verhandlungen das Erscheinen des Kalenders frei gegeben, jedoch mit dem Bemerken, daß man die Angelegenheit nicht weiter verfolgen wolle, weil die Novelle „von einer Frau" geschrieben sei. — Diese Nachricht, die mir von Berlin aus mit großer Genugthuung übermittelt wurde, verdroß mich über alle Maßen, so erwünscht sie mir in Bezug auf den Kalender sein mußte; denn sie berührte eine Frage, die mir seit dem Beginne meiner schriftstellerischen Thätigkeit viel zu schaffen gemacht hatte, eine Frage, in welcher ich mit vielen meiner Bekannten auseinanderging, und über die ich heute, nach einer zwanzigjährigen Erfahrung, noch eben so denke, wie in jenen Tagen.

Es scheint mir nämlich ein Unrecht zu sein, wenn man an die Beurtheilung eines geistigen Produktes



einen andern Maaßstab anlegt, als denjenigen, der aus dem Kunstwerk selbst genommen wird, oder wenn man andere Rücksichten auf die Kritik mit einwirken läßt, als solche, welche sich allein an den Werth des Geleisteten und an dessen Wirkung auf Andere beziehen. Es handelt sich, wie mich dünkt, bei einem Kunstprodukt nur um das Geschaffene, und nicht um den Schöpfer, und wo Gutes oder Schlechtes geschrieben oder gemalt worden ist, wird Beides weder besser noch schlechter durch die zufällige persönliche Lebenslage des Autors. Die Kritik eines Kunstwerks soll ein Absolutes und kein Relatives sein, sie soll ein Urtheil über das Kunstwerk und kein Schulzeugniß für den Verfasser oder Verfertiger desselben liefern. Der Schüler, welcher seinem Lehrer und Meister eine Arbeit vorlegt, muß und kann es sich gefallen lassen, wenn dieser ihn im Zusammenhange mit seiner Arbeit in Betracht zieht, und es kann für ihn von Bedeutung sein, wenn der Lehrer es ihm tröstend ausspricht, daß seine Arbeit zwar nicht vollendet, daß sie aber für die Kraft, welche dem Verfasser innewohne, als eine gelungene zu bezeichnen sei. „Nach Kräften gut" ist eine Censur; mit welcher stille, fleißige

Seelen sich sehr befriedigt von der Arbeit zum Genuß des Lebens wenden, oder eben so befriedigt zur Ruhe legen können.

Anders aber ist es mit einer Arbeit, welche man der Oeffentlichkeit übergiebt. Es ist das ein Schritt, mit dem Jeder, der ihn thut, sich innerhalb des Bereiches in welchem er auftritt, als selbstständig und bis zu einem bestimmten Grade als einen Meister und Lehrer hinstellt. Ob diese mehr oder weniger gelungene Arbeit aber von einem Manne oder von einer Frau geleistet wird, ob ein Mann oder eine Frau einen Irrthum ausspricht, eine Wahrheit verkündet, das scheint mir völlig gleichgültig zu sein. Das Publikum und die Kritik haben es mit dem Werke zu thun, und der Irrthum bleibt gleich verwerflich, die Wahrheit gleich beherzigenswerth, das Schöne und Edle bleibt erhebend, das Häßliche und Gemeine verdammenswerth, von wem immer es ausgegangen ist.

In England, Frankreich und Italien erkennt der Volksgeist diesen Grundsatz auch durch die Sprache an. Der Schöpfer eines geistigen Werkes heißt der Autor, welchem Geschlechte er auch angehöre; in Deutschland ist es anders, und die deutsche litera-

rische Kritik ist in diesem Punkte selbst noch hinter dem Volksgeiste unseres Vaterlandes zurückgeblieben. Denn während das Volk sich längst gewöhnt hat, diejenigen deutschen Frauen, welche ihm in ihren Werken ein Anerkennenswerthes darzubieten hatten, zu seinen „Schriftstellern" zu zählen, behandelt die Kritik die weiblichen Dichter in der Mehrzahl mit einer vornehmen Herablassung oder mit einer Art von Galanterie, die beide in meinen Augen eine Kränkung sind, weil sie selbstredend den Gedanken in sich verschließen, für die geringen Fähigkeiten, für die Unbedeutendheit einer Frau sei das Geleistete gut genug, sei das Nichtgelungene zu entschuldigen.

Man sagt mit voller Wahrheit: besser als das Recht sei auch das Beste nicht! So habe ich denn mein Lebelang die Empfindung gehabt, daß es für den weiblichen Schriftsteller nichts Besseres geben könne, als wenn man ihn abstrakt beurtheilt, und ihm, wie jedem andern Schriftsteller, die volle, schwere Verantwortung für sein Werk und dessen Wirkung auferlegt. Denn die Entwicklung eines Menschen kann nur innerhalb einer völligen Gleichberechtigung mit seinen Mitstrebenden eine voll-

ständige werden, und wer über die Reihen der Allgemeinheit erhoben wird, nimmt davon eben so sehr an seiner Entwicklung Schaden, als derjenige, welchen man unter dem Niveau der Allgemeinheit zurückzuhalten strebt. Darum haben auch Fürsten und Frauen eine Masse übler Eigenschaften mit einander gemein, denn sie werden Beide von dem Boden der Allgemeinheit fern gehalten, nach besondern conventionellen Regeln behandelt und beurtheilt, nach einem besondern Maaßstabe geschätzt, und dadurch endlich gewöhnt, an sich selber nicht jene Ansprüche zu machen, an sich selber nicht die einfachen, ernsten und strengen Forderungen zu stellen, ohne deren Genügung es mit dem Menschen auf keinem Gebiete des Lebens etwas Rechtes wird.

So lange ich denken konnte, hatte es mich zu hören verdrossen, wie diese oder jene Leistung gut genug sei, wenn man bedenke, daß sie von einer Frau herstamme; und ich hatte daher, als ich meine ersten Arbeiten an meinen Vetter Lewald gesendet, dieselben mit einem Männernamen unterzeichnet. Ich hatte mein „Recht" haben wollen, Nichts mehr, Nichts weniger. Meinem Vater hatte diese meine Absicht zugesagt, Lewald hatte aber davon Nichts



wissen mögen. So war denn auch mein erster Roman, „Clementine“, ohne alle Bezeichnung, der zweite, „Jenny“, als ein Roman von der Verfasserin der „Clementine“ erschienen, und ich hatte die Belustigung genossen, daß man nach dem Erscheinen der „Jenny“ diesen Pseudonym, wunderlich genug, als den Versteck eines männlichen Schriftstellers anzusehen beliebte. Wie es mir aber nur eine sehr getheilte Genugthuung gewährte, als Doktor Heinrich Laube mir nach dem Bekanntwerden meines Namens, in Bezug auf die „Jenny“, in seinem Blatte das Zugeständniß machte, er freue sich anzuerkennen, daß er der weiblichen Kraft zu wenig zugetraut; so hatte ich auch nur eine sehr gemischte Zufriedenheit darüber, als die Behörde einen für unzulässig gehaltenen Ausspruch durchgehen zu lassen beschloß, weil eine Frau ihn gethan hatte.

Wem man das Gefühl seiner Verantwortlichkeit nimmt, dem nimmt man das Gefühl seiner Bedeutung, und wem man, wie es die Kritik den weiblichen Schriftstellern gegenüber nur zu häufig thut, von vornherein erklärt, daß man ihm nur eine sehr relative und beschränkte Kraft zuerkenne, dem nimmt man den rechten freudigen Ernst des Strebens, den

weist man eben auf das Kleinliche hin, das man ihm doch wiederum zum Vorwurf macht. Alles, was ich für den weiblichen Schriftsteller fordere, ist daß man ihn ohne Schonung, aber auch ohne Vorurtheil behandele, daß man von ihm absehen und sich an seine Leistung halten möge; mit einem Worte, daß man den weiblichen Schriftsteller dem männlichen gleich verantwortlich und damit gleichberechtigt an die Seite stelle, was noch lange nicht genug bei uns geschieht. Und so komme ich denn immer wieder darauf zurück, für die Frauen jene Emancipation zu verlangen, die ich in diesen Blättern schon vielfach für uns begehrt: die Emancipation zu ernster Pflichterfüllung, zu ernster Verantwortlichkeit und damit zu der Gleichberechtigung und Gleichstellung, welche ernste Arbeit unter ernsten Arbeitern dem Einzelnen erwerben muß.

Viertes Kapitel.

In Franzensbad, wo die Gesellschaft wenig Gelegenheit zu unterhaltenden Ausflügen und überhaupt wenig Zerstreuungen hatte, während sie alltäglich ein paar Mal am Brunnen zusammenkam, waren die wenigen Personen, an deren Namen sich irgend eine Bedeutung oder auch nur ein Gedanke anknüpfen ließ, natürlich Gegenstände der Neugier; und da man sich im Ganzen außerordentlich langweilte, machte man sich ein Gewerbe und eine Aufgabe aus dem Geringsten.

„Den Mohren des Baron Koller, den großen Affen der Frau von Obst und den Kronprinzen von Baiern habe ich schon gesehen, nun muß ich noch die Lewald sehen!" hörte ich wörtlich eines Morgens am Brunnen eine Dame mit dem größten Eifer sagen, deren aufgeregtes Wesen mir schon früher aufgefallen war. Ich wußte nun doch, wohin

ich den Antheil zu stellen hatte, mit welchem manche Personen mir begegneten; indeß es waren dafür auch andere Leute da, die mir wirklich Neigung bewiesen, und ich würde mich derselben reiner und hingebender erfreut haben, hätten nicht schwere Sorgen um meines jüngsten Bruders Schicksal mir das Herz bedrückt.

Der Verlust, den er lange gefürchtet hatte, war ihm auferlegt worden, das Mädchen, an dem seine Seele hing, war, ohne sich verheirathet zu haben, gestorben. Er hatte ihr das Versprechen gegeben, bei ihr auszuharren bis zum letzten Augenblick, und er hatte das gehalten, er hatte ihr die Augen zugedrückt. Sein Schmerz war groß, der Ausdruck desselben stark und naiv, wie er selbst es bis zu seinem Ende geblieben ist. Mit Camilla's Tode war ihm der Ort, an welchem er sie gekannt und verloren, zu einer völligen Einöde geworden, und es hatten sich seiner eine heftige Unruhe, ein Verlangen nach einem Wechsel bemächtigt, die ihn unstätt von einem Vorsatz zu dem andern überschweifen ließen. Er wollte heute mit einem russischen Edelmann als dessen Arzt auf Reisen gehen, morgen Dienste nehmen und die Campagne gegen die Tscher-

kessen mitmachen. Dann wieder anerkannte er, daß er eine Praxis, eine Geltung in seinem Lebenskreise erlangt habe, welche ohne irgend eine andere entschädigende Aussicht aufzugeben, kein unbedenklicher Entschluß sei, daß er Kenntnisse erworben, in seinem Fache Erfahrungen gemacht, die nur einer weitern Ausbreitung und fortgesetzten Beobachtung bedurften, um für ihn und seine Wissenschaft ersprießlich zu wirken. Und mitten in diesem Wollen und Streben, mitten in dieser Verzagtheit und Verzweiflung verstrickte er sich plötzlich wieder in ein neues Liebesverhältniß, das ihn vollends mit sich in Zwiespalt brachte, ihm den Sinn verstörte, das Herz zertheilte, und ihm das längere Verweilen an seinem bisherigen Aufenthaltsorte nun als eine völlige Unmöglichkeit erscheinen ließ.

Er verlangte ganz neue Lebensverhältnisse, eine Thätigkeit, die ihm kein Besinnen, keine Zeit zu Erinnerungen übrig ließen, er sehnte sich nach Eindrücken, die ihn von sich selber abwendeten, und er hoffte das Alles im Süden von Rußland zu finden, wo der Krieg gegen die Tscherkessen die Geister in Spannung erhielt, wo eine ihm neue und großartige Natur, fremde Völker und Sitten, fremde Lebens-

weise, neue Krankheitsformen ihm entgegentreten mußten, und wo Kultur und Unkultur, Tyrannei und Willkür, Gesetz und Zügellosigkeit einander noch nahe genug standen, um durch ihren Zusammenstoß einem in sich ringenden und mit sich selbst halb zerfallenen Gemüthe reizend und verlockend zu erscheinen.

Wäre er raschen Entschlusses von Brest fortgegangen, und hätte aus dem Süden Nachricht davon gegeben, so würde man sich bald darin gefunden haben, denn die vollendete Thatsache ist eine zwingende Gewalt. Aber da sein ganzes Wesen ein zwiespältiges, seine Natur eine problematische war, so gewann er es nicht über sich, seinen Vorsatz aus eigener Machtvollkommenheit auszuführen. Er forderte die Zustimmung des Vaters für seinen beabsichtigten Schritt, und mein Vater, dessen Bedenken gegen einen Plan, welcher in solcher Verfassung zur Ausführung gebracht werden sollte, nur zu begreiflich waren, wollte von einer weiteren Entfernung seines Sohnes nicht reden hören, sondern verlangte dringend dessen Rückkehr in die Heimath, zu welcher auch wir, nach des Vaters Wunsch und Weisung den Bruder zu bestimmen suchen sollten.

Wer aber in einem Zustande leidenschaftlicher Verwirrung es nicht nur mit sich selbst, sondern mit der Zärtlichkeit und den Besorgnissen einer großen Familie zu thun hat, ist übel daran, und doppelt übel, wenn jedes Familienmitglied sich eine berathende Stimme als ein Zeichen der allgemeinen Gleichheit vor dem Vater zuzuerkennen gewohnt ist. In der That besteht aber eine völlige Gleichberechtigung in den Familien eben so wenig, als sie in irgend einem andern Lebensverhältnisse bestehen kann, da Anlage, Begabung, Entwicklung, Einsicht und geistiges Vermögen überall einen Unterschied erzeugen und bedingen, und so waren es denn auch in unserm Hause natürlich nur der älteste Sohn und ich, mit welchen mein Vater, je nach dem Anlaß, das, was geschehen sollte, zu überlegen und zu berathen pflegte. Indeß, da doch Alles mehr oder weniger zur allgemeinen Besprechung gelangte, so gab es in entscheidenden Krisen für denjenigen, welcher sich in ihnen befand, ein Bitten, Meinen, Vorstellen und Rathen, das den ohnehin Bedrängten, je weicher er war, um so mehr zur Verzweiflung bringen mußte.

Auch Moritz sah sich denn von den Schwestern

mit dringenden Abmahnungen, mit zärtlichster Sorge bestürmt. Man beschwor ihn heimzukehren, man hielt ihm vor, daß der Vater die Höhe des Mannesalters überschritten habe, man erinnerte ihn an die Fülle der Liebe, welche ihn im Vaterhause erwartete, und welche die berathenden jungen Mädchen natürlich noch als das höchste Glück erachteten. Sie waren in diesen ihrem guten Glauben um so dringender, je mehr der Vater ihre Ansicht gut hieß, und je weniger sie eine Ahnung davon haben konnten, daß einem mit sich zerfallenen, nach überwältigender Zerstreuung, nach Vergessenheit lechzenden Menschen nichts Unerträglicheres aufgebürdet werden kann, als die friedliche Stille des Familienlebens, als die Aussicht von liebenden Augen und Herzen beobachtet zu werden, und deßhalb streng verbergen zu müssen, was man leidet. Ein Gefängniß, und ein Gefangenwärter, der ihn antheillos gewähren läßt, können in gewissen Fällen einem Menschen, im Vergleich zu dem Dasein in einer zärtlichen Familie, als ein Glück erscheinen; denn rücksichtslos für sich zu leben, rücksichtslos leiden zu dürfen, ist unter Verhältnissen wirklich das Einzige, was man nöthig hat, was man begehrt.



„Und schlägt man mir die Räder vom Wagen, so gehe ich zu Fuß," hatte Moritz nach allen diesen Abmahnungen und Bitten endlich geschrieben. „Als man mich überhaupt nach Rußland gehen ließ, hat man Etwas gewollt, und die dazu nothwendigen Bedingungen nicht gewollt. Jetzt weiß ich, was ich will und werde es ausführen. So leid es mir thut, dem besten Vater so entschieden opponiren und ihm Sorge machen zu müssen, so kann ich doch nicht anders. Ich gehe direkt nach Tiflis. Der erste Brief von dort wird allen diesen Sorgen dann auf einmal den Boden einschlagen, und wieder heiter Wetter in der Familie schaffen." Wie konnte man den so Entschlossenen halten wollen.

Wir hatten einen schweren Stand! Es galt die Zärtlichkeit der Schwestern, die lebhafte Unruhe meines Vaters zu bekämpfen. Der letztere mußte es einsehen, und hatte es an mir selber eben so erfahren müssen, daß der Lebensweg eines Menschen auch von dem besten Willen seines Vaters nicht zu bestimmen ist, daß auch innerhalb enger, streng aufrecht erhaltener Schranken, jeder Einzelne die Entwicklung nehme, welche ihm die gemäße ist, aber — und hier lag die schwache Seite meines Vaters —

er mochte es sich nicht eingestehen, daß er in der Leitung und Lebensbestimmung seines zweiten Sohnes von vornherein geirrt, daß er den Charakter dieses Sohnes nicht verstanden, seine eigentliche Natur nicht erkannt, und ihn deßhalb falsch behandelt und geleitet habe. Statt sich zu sagen, daß man diesen jungen Mann gleich Anfangs hätte auf einen Boden verpflanzen müssen, auf dem er seine Natur durch Anstrengungen zu ermüden und damit in das Gleichgewicht zu bringen gehabt hätte, statt sich zu erinnern, wie dringend später der älteste Bruder und ich von der Ansiedlung in dem kleinen Orte abgerathen, wie sehr wir uns dafür erklärt, daß man Moritz im russischen Heere Dienste nehmen lasse, wenn er überhaupt nach Rußland gehen solle, hatte mein Vater auch jetzt noch immer den einen Gedanken, den Sohn in sogenannte ruhige bürgerliche Verhältnisse zurückkehren zu sehen, obschon derselbe fest und wiederholt erklärte, daß er in diesen für den Augenblick nicht auszudauern vermöge.

Junge Leute aus guten und zärtlichen Familien haben es in solchen Fällen schwer und sie gelangen so selten zu einer ihnen gemäßen freien Entwicklung, weil man für sie die Möglichkeit der Gefahr zu sehr

in's Auge faßt; und sie bringen es nicht leicht zu etwas Tüchtigem, weil sie eben durch die Vorsorge der Ihrigen nicht in die Lage kommen, ihre wahren Kräfte kennen und brauchen zu lernen. Ich hielt meinem Vater in diesem Sinne das Register der Personen vor, mit welchen ich in den letzten Jahren in Berlin bekannt geworden war, und die sich in den schwierigsten Lebenslagen in fernen Welttheilen bewegt hatten, ohne deßhalb unterzugehen. Wir gaben ihm zu bedenken, daß der Arzt am Krankenbette alltäglich sein Leben einzusetzen habe, wir verlangten endlich für den Bruder nur eine bedingte Freiheit, er sollte sofern der Vater dies begehrte, das Versprechen geben, binnen Jahresfrist zurückzukehren, nachdem er Südrußland, den Kaukasus, Grusien und Persien gesehen haben würde, wohin er sich zu wenden beabsichtigte — und nach langem Schreiben und Verhandeln willigte denn mein Vater endlich darin ein. Aber er war so niedergebeugt von der Aussicht, Moritz einen ihm fremden und neuen Weg einschlagen zu lassen, er war so verstimmt darüber, seine Meinung, seinen Willen und seine Wünsche von seinen ältesten Kindern nicht getheilt, ja bestritten und besiegt zu sehen, daß diese

Gebeugtheit, ohne daß er es beabsichtigte, aus jedem seiner Briefe zu lesen war.

Zum erstenmale sprach er davon im Tone der Resignation, daß er wohl fühle, wie das Alter sich ihm nahe, wie die jüngere Generation über ihn hinauszuwachsen scheine, zum erstenmale brauchte er die Wendung: „Da Ihr das besser zu verstehen scheint, als ich," und ich hatte dieser Klage gegenüber nur das eine Verlangen, sobald als möglich Franzensbad zu verlassen, und zu meinem Vater zu eilen, um ihm mit meiner Gegenwart Ersatz für die weitere Entfernung des Sohnes, und in meiner Heiterkeit und Zufriedenheit ein Gegengewicht für die Sorge zu bieten, welche ihn bekümmerte.

Indeß wir wurden bis in die ersten Tage des September in Franzensbad festgehalten, und sahen eine ganze Gallerie von Kurgästen an uns vorüber ziehen. Wer genöthigt ist, lange in einem Badeorte zu verweilen, bekommt eine allegorische Vorstellung von dem Lebenslauf des Menschen. Wie man in seiner Jugend unter fertigen Menschen fremd und ungekannt in das Leben eintritt, so erscheint man in einem Badeorte in dem Kreise derjenigen, welche sich dort bereits festgesetzt und eingebürgert haben.

Man erregt und empfindet Neugier, man hat mancherlei kennen zu lernen, man gewinnt Theilnahme, faßt Neigung, reiht sich in das Leben der Anwesenden ein, und kaum daß man sich zu ihnen zählen kann, kaum daß man sich ihnen verbunden hat, so gehen diejenigen fort, auf welche wir uns gestützt; und wir werden die herrschende Generation. Neue Ankömmlinge nähern sich uns jetzt, wir sind die Wissenden, die Alten; aber nur zu bald müssen wir fühlen, daß unsere Zeit sich ihrem Ende naht, denn wir haben allmählich von denen zu scheiden, die mit uns zusammen in die Reihen traten, wir bemerken, wie der Kreis der Freunde, der Zeitgenossen um uns her sich lichtet, und trotz des Schmerzes über die täglichen Verluste können wir es nicht lassen, die Generation unserer Nachfolger an uns heranzuziehen, und ein neues Zusammenleben mit ihnen zu beginnen. So kommt es denn, daß, wenn nun endlich die Stunde des Scheidens für uns selber schlägt, und alle unsere Zeitgenossen von uns hinweg gegangen sind, wir doch wieder vor schmerzlichen Trennungen und schwerem Losreißen stehen, und daß wir die Kette von Liebe und Leid, welche die Menschheit an einander fesselt, in unsern letzten

Stunden als eine unendliche, die Vergangenheit mit der Zukunft verbindende, kennen lernen.

Zu solchen Betrachtungen boten aber grade die letzten Tage, welche wir in Franzensbad verlebten, kaum die Ruhe dar. Ein Theil unserer preußischen Landsleute war durch den Mordversuch, welchen der Bürgermeister Tschech eben damals gegen den König Friedrich Wilhelm den Vierten unternommen hatte, erschreckt und in Spannung und Aufregung versetzt worden, und die Böhmen und Oesterreicher hatten ihrerseits noch größere Befürchtungen und Sorgen; denn durch mündliche und briefliche Mittheilungen erhielt man fortwährend die Kunde von Unruhen in Prag, die mehr oder weniger lebhaft schon seit Wochen dort herrschen sollten, und deren erste Veranlassung man aus all den Berichten doch nicht recht ersehen konnte. In den Zeitungen war davon nicht viel zu finden. Sie meldeten von leichten Zusammenrottungen, welche die Polizei ohne Mühe zerstreut haben sollte, aber was man von Augenzeugen erfuhr, lautete anders.

Noch als wir in Teplitz gewesen waren, hatten sich einige Familien aus Prag dorthin geflüchtet. Sie waren durch den Tod eines Kindes erschreckt

worden, das mitten in einem Zimmer auf dem Arm seiner Wärterin erschossen worden, und sie wußten von ernsten Straßenkämpfen und von manchem Verlust an Menschenleben zu erzählen. Die Einen sprachen von der großen Noth in den arbeitenden Ständen, die Andern von panslavistischen Umtrieben und allgemeiner Unzufriedenheit mit der österreichischen Regierung, und wieder Andre behaupteten, der Judenhaß, oder gar der Widerwillen gegen die Protestanten hätte die erste Veranlassung zu der Aufregung gegeben, die sich noch in immer neuen, wenn schon geringern Störungen der öffentlichen Ruhe kund gab und fortsetzte.

Hörte man diese Erzählungen und sah man zugleich die grenzenlose Armuth der Weber in einzelnen Dörfern, sah man die Schaaren von Bettlern und Krüppeln, welche in denselben unsere Wagen umringten, und traf man daneben mit Personen aus der Wiener Gesellschaft oder gar mit katholischen Geistlichen zusammen, welche in dem Lande Alles auf das Beste fanden, so wurde man ein solches Durcheinander von Meinungen und Ansichten, einen so entschiedenen Haß zwischen den entgegengesetzten Nationalitäten, Confessionen und Parteien gewahr,

daß man sich in ferne Zeiten zurückversetzt glauben, und es sich mit Freuden eingestehen mußte, wie der Geist des Protestantismus in Preußen und in Norddeutschland aufklärend und vermenschlichend, das heißt zur Duldsamkeit mahnend, gewirkt hatte. Denn wie lebhaft der Kampf der katholischen Bischöfe gegen die preußische Regierung auch eben in jener Epoche gewesen war, zum Religionshasse hatte er die verschiedenen Bekenntnisse in Preußen doch nur in den seltensten Fällen aufregen können, und in den großen Städten, dünkt mich, wäre es um religiöser Meinungsverschiedenheit willen nie zu irgend einem thatsächlichen Zeichen feindlicher Gesinnungen gekommen.

In der Franzensbader Gesellschaft, unter den Kranken und Hülfesuchenden, denen die ungestörte Ruhe ihrer Kur die Hauptsache war, hatte sich durch die Nachrichten von den Unruhen ein gewisser Widerwille gegen Prag festgesetzt, und es gab viele Personen, welche es uns widerriethen, uns unnöthig dorthin zu wenden. Indeß ich hatte meinen Sinn einmal darauf gestellt, und verließ mich auf das gute Glück, das mir auf Reisen meist zur Seite gestanden. Herzlich froh, die Kur meiner Schwester mit guten Aussichten beendigt zu haben und, nach



dem dreizehnwöchentlichen Aufenthalte in zwei Badeorten, endlich wieder in das Gebiet des gesunden Lebens zurückkehren zu können, packte ich an einem Abende unsere Koffer, als ich durch ein junges Mädchen aus einer der armen Baumwollenweber-Familien noch eine mir sehr heilsame Lehre erhielt.

Es war ein hübsches Kind von etwa vierzehn Jahren, das mir einige Ellen eines gestreiften Baumwollenzeuges zum Kaufe anbot. Der Stoff war für mich völlig unbrauchbar, und obenein unverarbeitet nicht ohne Steuer über die Grenze mitzunehmen. Ich lehnte deßhalb den Kauf ab, indeß die Kleine wiederholte ihre Bitte mit dem einfachen Zusatz: „Wir sind sehr arm!" der in ihrem Munde aber das Gepräge entschiedener und rührender Wahrheit empfing.

Ich fragte nach ihren Verhältnissen. Sie erzählte, der Vater läge seit Monaten am Wechselfieber darnieder, die Mutter habe an seiner Statt gearbeitet, und sie, die Kleine, habe die Geschäfte der Mutter und die sechs noch jüngeren Geschwister versorgt. Nun sei die Mutter seit einiger Zeit auch erkrankt. Der Arzt sage, ohne Medizin werde sie sterben, und der Vater sei also aufgestanden, habe

das Zeug, so weit es fertig gewesen, vom Webestuhl geschnitten, und sie nach Franzensbad geschickt, es zu verkaufen. Sie sei nie vorher in Franzensbad gewesen, und seit dem Morgen hier, ohne ihre Waare losschlagen zu können.

Dabei hatte das arme Kind die schönen Augen voll von Thränen, und jenes Wesen stillen Leides, das nie lügt. Ich fragte die Kleine, ob sie Etwas gegessen habe? Man hatte ihr Brod von Hause mitgegeben. So ließ ich sie denn Etwas genießen, gab ihr danach, gewiß mit allem guten Willen, soviel als sie für das Zeug verlangt, und sagte ihr, sie möge den Stoff nur mit nach Hause tragen, oder anderweit zu verkaufen suchen, weil ich ihn wirklich nicht gut mit mir nehmen könne.

Da ward das Kind glühend roth, streckte die Hand verlangend nach dem Silbergelde aus, zog sie aber, als begehe es ein Unrecht, sogleich wieder zurück, und sagte mit gepreßter Stimme: „Ach nehmen Sie doch das Zeug, wir sollen nicht betteln."

Nie in meinem Leben habe ich mich vor einem Armen so gedemüthigt und so beschämt gefühlt, wie vor diesem Kinde! Kein Maler kann sie darstellen, keine Schauspielerin sie wiedergeben die erschütternde



Weise, in welcher die Kleine die Noth und das gekränkte Selbstgefühl der Armuth repräsentirte. Und ich hatte dagestanden und geglaubt, das Rechte und alles Nöthige gethan zu haben, als ich großmüthig einige Zwanziger opferte, die ich eben so leicht für ein nutzloses Band oder für ein noch viel nutzloseres Porzellanpüppchen fortgeworfen hätte, wäre mir der Einfall gekommen, dergleichen besitzen zu wollen. Wir sind aber durchschnittlich die rohe Wohlthätigkeit so sehr gewohnt, daß wir sie kaum noch als eine solche empfinden, wenn nicht irgend ein Zufall uns einmal unser Thun in seinem rechten Lichte erblicken macht.

Ich nahm denn das Zeug und beruhigte die Kleine. Als sie darauf sehr zufrieden ihr Geld einsteckte, fragte ich, ob ich ihr das Zeug zu einem Rocke schenken solle? Sie schüttelte ablehnend den Kopf, aber sie war nun doch zutraulich geworden. Ich zeigte ihr also meine und meiner Schwester Kleider, die zum Verpacken auf den Stühlen umherlagen, erzählte ihr, daß die Schwester auch krank gewesen sei, und wir sehr viel Geld ausgegeben hätten, sie gesund zu machen; und nun fragten wir sie, ob ihre kleinen Schwestern denn ordentliche

Kleider hätten? Das verneinte sie. „Weißt Du was,“ sagte ich nun endlich, „laufe schnell nach Hause, bringe Deiner Mutter das Geld znr Medizin, und sage ihr, ich hätte Kleider die Menge, sie solle von dem Zeug Kleider für die Jüngsten machen!“

Das ließ sie sich nicht zweimal sagen. Sie wurde abermals, aber vor Freude roth, und machte sich nun augenblicklich auf den Weg. Und gewiß, das wenige Geld, das ich der armen Familie gab, war dieser nicht nöthiger, als mir die gute Lehre, wie man Niemand zwingen solle, eine Wohlthat anzunehmen, dem man einen ehrlichen Verdienst zuwenden kann.

Fünftes Kapitel.

Ich hatte mir die größten Vorstellungen von Prag gemacht und erwartete, je weiter wir uns von Franzensbad entfernten, immer lebhafter unsere Ankunft..

Aber wir fuhren und fuhren, wir sahen Burgen, Klöster, Schlösser, Fabriken, Städte in dem schönen Böhmerlande, nur Prag wollte nicht kommen, und mit der Ungeduld eines Kindes fragte ich den Kondukteur fortwährend: „was ist dies? was jenes?“ Umsonst! es war immer noch nicht Prag.

Endlich fuhren wir wieder bergan! „Was ist das für ein Berg?“ rief ich. — „Der weiße Berg!“ antwortete er mir.

Da waren wir am Ziele!

Hier hatten die Hussiten gelagert, hier war die Schlacht geschlagen! Jeder Schritt vorwärts rollte mit der Erinnerung an eine Thatsache ein Stück

Vergangenheit vor mir auf. Und es ist nicht allein die allgemeine historische Vergangenheit, welche uns bei dem ersten Anblick einer solchen Stadt hell leuchtend entgegentritt; auch die eigene Vergangenheit wird uns von ihrem Wiederschein lebendig und verklärt.

Wie oft hatte ich an Prag gedacht, wenn mich als Kind die mährchenhafte Königin Libussa beschäftigte; wie kalt war es gewesen, als ich in den Nächten, heimlich in meiner Hinterstube, die Van der Veldeschen Romane las, und die stolze Amazone mit ihren Mägden, deren böhmische Namen einen großen Wohlklang für mich hatten, meine Phantasie erregten! — Ich sah die Schulstube wieder vor mir, in welcher ich von den Hussitenkriegen hatte sprechen hören, ich erinnerte mich deutlich des Tages und der Stunde, in welcher Herr Neumann uns erzählt, wie man Slavata und Martinitz zum Fenster hinaus gestürzt hatte, und eines andern Tages, an welchem der Sieg der Preußen bei Prag mein junges Herz mit Stolz geschwellt. Nun war ich an der Stätte, an der meine Gedanken so oft geweilt hatten, nun sollte ich sie sehen!

Das Leben auf der Straße nahm zu. Kärner

kehrten vom Markte heim, einzelne Städter gingen an uns vorüber, Equipagen flogen mit geputzten Damen dahin. Wir befanden uns ganz offenbar in der Nähe einer großen Stadt, voll alltäglichen modernen Lebens, aber das war es nicht, was meine Theilnahme erregte, nicht was ich suchte. Da fesselte plötzlich ein großes Gebäude meine Aufmerksamkeit, und ein Mann, der neben mir saß, sagte gleichmüthig: „Das ist das Czerniner Haus auf dem Hradschin!"

Der Hradschin! — dies eine Wort, und Wallenstein und Schiller stiegen wieder vor meinem Blicke auf.

Es war ein Morgen voll lebendiger Eindrücke, und die wenigen Tage, welche wir in Prag verweilten, thaten es mir dar, was eine Stadt in ihrem Alter und in einer bedeutenden Vergangenheit vor den neu entstandenen Städten voraus hat. Das Langbegründete, das Festbestehende, ich möchte sagen das Ursprüngliche, das allem Wechsel und Wandel der Zeiten Trotz geboten, und selbst durch den Wandel der Dinge nur gewonnen hat, übt eine zugleich anregende und beruhigende Wirkung auf uns aus. Wir sehen die Vergänglichkeit des Men-

schen weniger trübe an, wenn wir bestehend finden, was er geleistet, wenn wir sein Andenken an das von ihm Geschaffene geknüpft und mit demselben, weit über seine eigene Dauer hinaus, fortgetragen finden; und wir gelangen auf diese Weise dahin, selbst den einzelnen, in der Menge verlorenen Arbeiter, als einen Mitbegründer und Mitschöpfer an dem erhabenen Werke zu betrachten, das wir als die Weltgeschichte bezeichnen.

Wir besahen Kirchen, Klöster, Schlösser, es war mir noch Alles neu, aber den bedeutendsten Eindruck machte mir die Stadt als solche. Es liegt etwas Aristokratisches, etwas Mächtiges in ihr. Die großen, festen Häuser der alten Familien, die sich den Bau Etwas haben kosten lassen, weil sie des Glaubens bauten, den Besitz auf weite Zeit hinaus ihrem Geschlechte erhalten zu sehen, nahmen sich gebieterisch aus, und ließen die neue Zeit so ruhig an sich vorüber gleiten. Daneben reichte der wunderbare alte Judenkirchhof in eine graue Vorzeit zurück; ganze Reihen geheimnißvoller Mythen und Legenden schienen aus den bemoosten Steinen der eingesunkenen Gräber hervorzusteigen, und wie ein Quell aus tiefer Bergesnacht brach aus den dunkeln Hallen der uralten

unterirdischen Synagoge für mich die erhabene Poesie hervor, welche sich an die Geschichte des Volkes knüpft, in dem ich geboren worden. Wenn das Judenthum den Kultus der Heiligen und Märtyrer hätte, den der Katholizismus in sich aufgerichtet, welche unabsehbare Reihe von Martyrien würde er aufzuzählen haben bis auf unsere Tage hinab?

Wir verließen Prag am dritten Nachmittage nach unserer Ankunft, und ich nahm eigenes Gefährt, um in Melnick an der Elbe zu übernachten, von wo wir am Morgen mit dem Dampfschiff nach Dresden fahren wollten. Diese Tour durch das Land erquickte mich über alle Maßen, und meine Freude an meiner Selbstständigkeit und Freiheit war bei dieser ersten Reise, welche ich auf eigene Kosten und nach eigener Neigung und Bestimmung machte, so groß, meine Heiterkeit dadurch so dauernd, daß wir Beide, ich und meine Schwester, uns dieser Reisetage als einer Zeit des reinsten Glückes noch heute zu erinnern lieben. Ich weiß nicht, ob in allen Menschen und namentlich in andern Frauen das Bedürfniß nach Unabhängigkeit und nach persönlicher Freiheit ein so unabweisliches ist, als in mir; ich

weiß aber, daß für mich kein belebender Gedanke, keine Arbeit, kein Schaffen, kein Gehorchen, keine Unterordnung, ja kein Lieben möglich ist, wo ich mich nicht frei und selbstständig empfinde; und was wollen Gehorsam und Hingebung und Liebe auch bedeuten, wenn sie nicht in jedem Augenblicke und in jedem besondern Falle ein Zeichen freier Neigung sind?

Nie im Leben war mir vorher die Natur so schön, die Luft so erquickend, der Sonnenuntergang so glorreich erschienen, als an dem Abende, dessen ich eben gedachte. Die Zweige der Weidenbäume neigten sich, als wir am Ufer der Elbe entlang fuhren, ganz anders als je zuvor, in das Wasser, die Vögel zogen freudiger durch die Luft. Sie kamen mir in ihrem sichern Schweben, in der raschen Entscheidung ihres Willens, in ihrem lebendig bewegten Auf und Nieder, Hin und Wieder, als die Sinnbilder der Freiheit, als die glücklichsten unter allen Geschöpfen vor. Niederschießen aus der blauen Höhe, sich hinab senken auf das Wasser, die Flügel netzen in raschem Fluge, emporrauschen bis zu den rothglühenden goldgesäumten Wolken, unter dem Wald von Bäumen, unter den Millionen von Zweigen

den Zweig auswählen für die Rast, das wäre mir beneidenswerth erschienen, hätte ich mich nicht selbst so glücklich gefühlt.

Jahre der Krankheit, des Leidens, des Kummers und des Grames, Jahre geistiger und materieller Gebundenheit lagen hinter mir, und in dem schönen Uebermuth der Jugend — denn man ist immer jung, wenn man voll Hoffnung ein neues Leben beginnt — nahm ich mir vor, sie gänzlich zu vergessen. Ich hatte noch nicht die Kraft gewonnen, mein ganzes Eigenthum, und die Erinnerung an redlich durchkämpfte Leidensjahre gehört zu den kostbarsten Besitzthümern des Menschen, mit mir herumzutragen und in mir zu verwehrten. Tausend neue Vorstellungen, tausend frische, kräftige Gedanken waren in mir rege, ich war in der That stolz auf das Wohlbefinden, das mir durch alle Adern strömte, und bei all dem Guten, das ich genoß, bei all dem Entzücken, das ich empfand, sagte ich mir innerlich immerfort und zuversichtlich: das ist Alles nur der Anfang! das wird Alles noch viel besser kommen! Und ich wünschte mir meinen Vater, und die Geschwister und alle meine Lieben herbei, um ihnen zu sagen, welche Freude ich am Leben fände, wie

wohl es mir auf Erden sei. Ich hätte es so gern geglaubt, daß unsere Mutter aus der Höhe sehen könne, wie wir dahin fuhren, ihre Else und ich, und wie wir es so gut hatten, neben einander, besser als sie selbst es je gehabt!

Am Morgen auf dem Dampfschiff war es erst recht ein fröhliches Sein!

Das Schiff war bunt beflaggt, Kränze und Guirlanden ließen sich sehen; unter den Russen, Engländern und Franzosen, die hier durcheinander wälschten, machten sich Gruppen von Männern bemerkbar, die nicht zu Jenen gehörten. Einer und der Andre hatte einen grünen frischen Zweig am Hute, Einen und den Andern erkannte ich.

Es waren Architekten. Sie kamen von der Versammlung, welche eben in Prag abgehalten worden war. Der geistreiche Baumeister Hitzig, damals noch sehr jung, und mit seinem feinen Kopfe das Idealbild der Düsseldorfer Malerschule, sein Schwager Franz Kugler, Professor Strack und Oberbaurath Stieler aus Berlin, der alte Professor Heidloff aus Nürnberg, und eine Reihe anderer ausgezeichneter Künstler waren auf dem Schiff beisammen und wurden uns von Hitzig, den ich näher kannte, vor-

gestellt. Alt und Jung zeichnete einander, Portraits und Carikaturen wechselten mit einander ab, man machte Verse, erzählte die Erlebnisse in Prag. Der Eine sang ein Volkslied, das sich aus den Zeiten des siebenjährigen Krieges noch erhalten hatte, und das in der Uebersetzung also lautete:

Schlimm! Mütterchen, schlimm!
Die Brandenburger sind hier.
Sie tragen große Mützen,
Stehlen unsere Hühner;
Schlimm! Mütterchen, schlimm!

Der Andere gab ein altes Hussitenlied zum Besten, während das Schiff pfeilschnell durch das schöne Böhmerland dahinflog, und die alten Hussiten-Thürme mit ihren kelchförmigen Kuppeln noch keck gegen die Zerstörung protestirend, zu uns herniederschauten.

Fröhliche Scherze und heitre Lieder gingen von Mund zu Mund, wie Raketen flogen die tollsten Einfälle empor, und ich fand mich zum erstenmale in einem Kreis von Künstlern, die mich als ihren Genossen betrachteten. Ich war, ich galt den Männern Etwas, ich begegnete einem Wohlwollen und günstigen Voraussetzungen, ohne daß ich den Einzelnen Etwas geleistet hatte. Die Erfahrung war mir

immer wieder neu, immer eine Wohlthat. Die letzten wunden Stellen meiner Seele vernarbten vor dieser Gewißheit.

Gegen den Abend hin, als wir auf dem Deck umherwanderten, zeigte mir einer der Architekten einen schönen jungen Mann. Er trug einen schwarzen Sammetrock, saß unweit vom Steuerrade und sah mit heiterm Blick in die Ferne hinaus. Sein Auge war prächtig, sein reiches Haar von hellem Braun, und das ganze jugendlich edle Gesicht voll glücklicher Sorglosigkeit. „Das ist ein junger österreichischer Dichter," sagte mir mein Gefährte. „Wie heißt er?" fragte ich. „Moritz Hartmann!" gab man mir zur Antwort.

Ich hatte den Namen noch nie gehört, und ich konnte nicht ahnen, daß ich diesen Namen einst so lieb gewinnen würde, nicht ahnen, daß ich in dem fremden jungen Manne einen meiner künftigen Freunde und einen guten treuen Genossen für manche spätere Lebensstunde vor mir hätte.

Einige der Berliner Architekten schlossen sich uns für den nächsten Tag in Dresden an. Ich hatte den Vortheil, in ihrer Begleitung die Dresdner Gallerien zu sehen, und nach einer Abwesenheit von

einigen Monaten kehrte ich, froh, gesund und mit einer Fülle schöner Erinnerungen bereichert, nach Berlin zurück, um so bald als möglich zu meinem Vater und an meine Arbeit zu gehen.

Indeß eine Menge von nothwendigen Geschäften und von überflüssigen Besorgungen, die mir von Hause aufgegeben wurden, nöthigten mich in Berlin zu verweilen, und als ich nun dort wieder festen Fuß gefaßt hatte, wollten meine Freunde und meine in Berlin lebenden Geschwister von einer längeren Rückkehr in das Vaterhaus für mich Nichts wissen. Ich sollte auf vierzehn Tage, auf drei Wochen nach Hause gehen, ich sollte vorläufig noch in Berlin bleiben, wo für die Absichten meines jüngern Bruders mancherlei zu thun war, und als schließlich sich gar kein anderer Grund für einen verlängerten Aufenthalt in Berlin auffinden ließ, überredeten sie mich, um mich von Tag zu Tag fest zu halten, verschiedene Excerpten und Notizen aus medizinischen Journalen zu machen, welche Moritz zu haben wünschte. Dieser hatte nämlich den Plan gefaßt, bei der nächsten Choleraepidemie, und die Cholera kehrte damals noch häufiger wieder als es glücklicher Weise jetzt der Fall ist, der Krankheit wo möglich

von ihrem Ausgangspunkte im Osten bis an das Atlantische Meer zu folgen, um den Wechsel und die verschiedenen Formen und Stärkengrade zu beobachten, unter denen sie auf ihrem Wege auftrat, und er hatte sich, als er Brest verließ, und nach Tiflis reiste, an die preußische und russische Regierung gewendet, ihnen sein Vorhaben auseinandergesetzt, und auf die Empfehlung einiger seiner frühern Universitätslehrer gestützt, ihren Beistand für die Ausführung seines Planes nachgesucht.

Das gab nun dem ältesten Bruder Schreibereien aller Art an Behörden und Personen, die ich kopirte, aber diese Besorgungen und Leistungen nahmen nur einen kleinen Theil meiner Tage in Anspruch, und ich hatte daher volle Muße, die mir befreundeten Personen wieder zu begrüßen.

Sie rühmten Alle mein gutes Aussehen, Alle fanden sie mich erfrischt an Leib und Geist. „Was hast Du mit Dir angefangen?" fragte mich Frau Bloch, „Du siehst aus, als hättest Du zehn Jahre von Dir abgeschüttelt." — „Ich habe Nichts von mir geworfen, aber ich habe Etwas gefunden," entgegnete ich." — „Und was ist das?" — „Ich habe gefunden, daß ich alle Bedingungen zur Zufrieden-

heit besitze, und daß es ganz in meiner Macht liegt, mich sehr glücklich zu fühlen!“ antwortete ich ihr heiter. Sie sah mich mit dem Lorgnon an, das sie selbst im Zimmer zu brauchen pflegte, wenn sie Etwas genau beobachten wollte, und sagte mit großer Herzlichkeit: „Vergiß das doch nicht, wenn es Dir einmal wieder nicht nach Wunsch gehen sollte!“

Ich habe an diese Worte in spätern Jahren oftmals zu denken Gelegenheit gehabt, und man könnte sie fast einem Jeden zurufen, denn Jeder hat in seinem Leben wohl einmal die Empfindung voller Zufriedenheit gehegt, und in derselben die Vorzüge gerecht gewürdigt, welche er als einen unverlierbaren Besitz in sich zu bezeichnen hat: mag derselbe in Anlagen des Geistes oder des Gemüths oder in irgend einem andern ihm innewohnenden Guten bestehen. Und wenn der italienische Dichter mit seinem Ausspruch recht hat, daß die Erinnerung an glückliche Tage im Leiden eine Steigerung des Schmerzes ist, so ist diese Rückerinnerung doch wieder auch der einzige vorhaltige Trost, und das Göthesche „ich besaß es doch einmal“ ist nicht weniger wahr und ohne alle Frage aus einer milderen Seele und



aus tieferer Weisheit hervorgegangen, als das Wort des Italieners.

Ich fand meine sämmtlichen Bekannten, und namentlich die ältern Personen beinahe alle in Berlin beisammen, denn man betrachtete es vor fünfzehn Jahren durchaus noch nicht als eine Nothwendigkeit, alljährig den Ort zu wechseln und Berlin zu verlassen, um eine Weile in frischer Luft zu athmen und unter veränderten Verhältnissen zu leben. Allerdings war das Herauskommen aus der Stadt in das Freie damals auch leichter als jetzt, wo die neuen Stadttheile sich weit über das Gebiet hinaus erstrecken, das vor fünfzehn Jahren noch von Gärten und Kornfeldern eingenommen wurde. Man hatte daher damals in Berlin zur Sommerzeit noch nicht jenes Gefühl der Vereinsamung, des Uebriggebliebenseins, wie Kinder es hegen, wenn sie zu einer Spazierpartie nicht mitgenommen worden sind, und man konnte auch im Sommer Besuche machen gehen, ohne überall verhängte Fenster, eingepackte Möbel, und verschlossene Thüren zu finden.

Eine der ersten von meinen Bekannten, bei der ich vorsprach, war Frau Caroline von Woltmann, weil ich ihr Grüße von gemeinsamen Bekannten



auszurichten hatte. Ich traf sie wie fast immer an ihrem Schreibtisch. Sie wohnte in der Dorotheen-straße, in dem hohen Parterre des Hauses, hinter welchem sich die große Seeger'sche Reitbahn befindet, und das eben deßhalb etwas sehr Unruhiges und Unwirthliches hat. Unwirthlich erschienen mir immer auch die beiden Stuben, in welchen Frau von Woltmann sich aufhielt. Sie war eine Dame von mehr als sechszig Jahren, und Gestalt und Gesicht zeigten, daß ihr Aeußeres angenehm gewesen sein mußte. Auch nannten ihre Zeitgenossen sie als eine eben so hübsche als geistreiche Frau, nur über ihr Wesen hörte man die entgegengesetztesten Urtheile aussprechen. Einer ihrer Jugendbekannten schilderte sie als eine unruhige, stets nach neuen Eindrücken begierige Frau, und liebte es zu erzählen, wie Frau Caroline sich in Abwesenheit ihres ersten Mannes, des Kriegsraths Carl Müchler, aus dessen im Thiergarten belegener Wohnung entfernt habe, um damit ihre Scheidung einzuleiten, und ihre Verbindung mit Herrn von Woltmann vorzubereiten. Andere rühmten dagegen mit höchster Wärme die Treue, welche sie ihren Freunden bewährte, und die große, aufopfernde und nicht zu ermüdende Hingebung, die sie ihrem

zweiten Gatten in den schwierigsten Lebenslagen, bis an seinen Tod bewiesen hätte.

Ich war ihr in einem befreundeten Hause vorgestellt worden, und ihre erste Anrede hatte für mich etwas Auffallendes und Ueberraschendes gehabt. „Ich beneide Sie recht darum," hatte sie nach den Worten der ersten Begrüßung zu mir gesagt, „daß Sie eine Jüdin, und daß Sie also gleich mit gesunder Vernunft auf die Welt gekommen sind. Wir Andern brauchen fünfzehn Jahre, um den Wust in unsere Köpfe zu bringen, den man Glauben nennt, und fünfzehn andere Jahre, um ihn, wenn wir Glück haben, gründlich aus uns herauszubringen. Das ist ein ungeheurer Zeitverlust, der sich gar nicht wieder ersetzen läßt!"

Die Aeußerung, so richtig sie mir erschien, war doch so ungewöhnlich, und dabei für eine Frau in vorgerückten Jahren, die ich nothwendig in ganz entgegengesetzten Traditionen aufgewachsen glauben mußte, denn sie gehörte durch ihre Geburt einer sehr angesehenen Beamtenfamilie an, so stark ausgedrückt, daß sie mir gesucht und gewaltsam dünkte. Dazu kam, daß ich ein gewisses Mißtrauen gegen die Personen hegte und noch hege, die es für nöthig

halten, sich gleich bei den ersten Berührungen mit Fremden als geistreich oder als irgend etwas Besonderes kund zu geben. Es ist das eben so unheimlich für mich', wie das Beschwören einer Thatsache, deren Wahrheit zu bezweifeln man nicht geneigt gewesen ist; und wie man bei einem schwörenden Menschen unwillkürlich daran denkt, daß er wohl zuweilen lügen müsse, weil er es nöthig finde, die Wahrheit so besonders zu erhärten, so hatte ich Frau von Woltmann gegenüber die Empfindung, daß sie entweder erst neuerdings von ihren Vorurtheilen gegen die Juden zurückgekommen sei, oder daß sie sich eben erst von den Dogmen losgesagt haben möchte, welche sie so rückhaltlos gegen eine Fremde preisgab.

Man sagte mir jedoch, als ich diese Ansicht aussprach, daß ich mich in beiden Voraussetzungen getäuscht hätte, und ich lernte das später selbst einsehen. Indeß der erste Eindruck ließ sich nicht ganz verwischen, und so oft ich Frau von Woltmann wieder sah, fielen mir eine gewisse Herbigkeit, eine gewisse Gewaltsamkeit in ihrem Wesen auf. Sie kam mir nie recht wie eine Frau vor, obschon sie weder in ihrem Aeußern noch in ihrer Stimme etwas

Männliches hatte; und damit ich es mit dem Ausdruck nenne, mit welchem ich es für mich selber bezeichnete, sie machte auf mich stets den Eindruck eines in seinen Studien und Gedanken aufgegangenen Sonderlings.

Als ich sie kennen lernte, hatte ich von ihren Schriften Nichts gelesen. Die zwei Bände von ihren Novellen, welche sie mir dann borgte, zogen mich nicht wesentlich an, obschon sie vortrefflich geschrieben waren, und sie selber legte in jener Zeit durchaus keinen Werth auf diesen Theil ihrer Arbeiten. Sie war auf philosophische Betrachtungen und Studien gerathen, sprach mit mir, wenn ich sie allein traf, nur von philosophischen Doktrinen und Spekulationen und war in der Regel, sicherlich in bester Absicht, bemüht, mir den gleichen Weg für meine Thätigkeit vorzuschlagen.

Sie lebte, so viel ich weiß, von einem geringen Einkommen und hatte, was mir für eine Frau von mehr als sechszig Jahren sehr beklagenswerth erschien, keine Bedienung. Was sie bedurfte besorgte eine Aufwärterin, und da man sie von Seiten ihrer Verwandten nicht gern allein wissen wollte, so hatte sie, „weil ein Frauenzimmer ihr nur eine Last und

eine Langweile sein würde", einem armen jungen Studenten ein kleines Stübchen bei sich eingeräumt. Unglücklicher Weise hieß derselbe Strumpf; und da Frau von Woltmann viel und sehr lebhaft sprach, so war es bisweilen von höchst komischer Wirkung, wenn in ihren Reden sich die Worte: „mein Strumpf sagt" mehrfach hinter einander wiederholten. Ich war damals noch sehr zum Lachen geneigt, und hatte bei ihren philosophischen Auseinandersetzungen immer mit meiner Lachlust zu kämpfen, wenn der unglückliche Name als Autorität angeführt wurde.

Das Gepräge gelehrter Sorglosigkeit, dessen ich vorhin in Bezug auf Frau von Woltmann erwähnte, war auch ihrem Zimmer aufgedrückt. Es sah nicht unsauber, nicht unordentlich in demselben aus, obschon es verwohnt und nur mit dem Nothdürftigen meublirt war, aber es war darin keine Spur von jenem Bedürfniß nach Schönheit und Zierlichkeit zu erkennen, welches dem ärmlichsten Raume ein freundliches Ansehen zu geben vermag. Ein Blatt weißes Papier, auf dem ein Blumentopf steht, eine weiße Serviette auf einem alten Tische reichen oft vollkommen aus, ein Zimmer freundlich und anmuthig zu machen, und es ist selten, daß Frauen

dieses Sinnes für das Zierliche völlig entbehren. Es lag etwas durchaus Freudloses über der Wohnung und über der Frau, während sie doch sehr heiter und lebhaft plaudern konnte, aber auch in diesen Plaudereien kam leicht ein herber Ton zum Vorschein.

Sie hatte viel erlebt, viel Menschen gekannt, und sie erzählte sehr gut; ja sie verstand im Gespräche das Charaktrisiren meisterhaft. Es begegnete ihr jedoch häufig, daß sie von den Personen, deren Bild sie mit großer Vorliebe entworfen, und das sie mit bedeutenden Vorzügen ausgestattet hatte, plötzlich eine Menge Fehler herzuzählen, und sie in einer Weise darzustellen begann, welche nicht nur mit der allgemeinen Ansicht über die betreffenden Charaktere, sondern selbst mit ihren eigenen Aussagen über dieselben im Widerspruch standen. Das geschah namentlich fast bei allen den Personen, welche in näherm oder fernerm Zusammenhange mit Rahel gewesen waren, und wenn Frau von Woltmann bemerkte, daß diese Mittheilungen mir nicht angenehm waren, daß sie mich überraschten und mir nahe gingen, so sagte sie mit einem eigenthümlichen trocknen Lachen: „Ja das ist einmal nicht anders!

Die Menschen waren damals keine Engel und werden auch künftig keine werden!"

Ich glaube es muß nicht leicht gewesen sein, mit ihr zu leben. Sie fühlte sich von ihren Zeitgenossen offenbar nicht genug anerkannt, und besaß trotz ihrer philosophischen Studien nicht Philosophie genug, sich darüber zu beruhigen und zu trösten. So hatte sie sich denn auch sowohl unter den Philosophen, wie unter den Dichtern und Politikern einen ganz besondern Kreis für ihre Verehrung ausgewählt, und wie Thomas Carlyle sich einen Heldencultus aufgerichtet, so hielt sich Frau von Woltmann an den Cultus der verkannten Genie's, der bei ihr indeß die schöne und edle Folge hatte, daß sie bei beschränkten persönlichen Verhältnissen stets bereit und eifrig war, denjenigen beizustehen und zu dienen, welche die große Menge nach ihrer Meinung nicht zu würdigen, und denen die Zeit nicht gerecht zu werden verstand. Sie war entschieden eine Frau von Geist und Herz und sehr unterhaltend, indeß die Grazien waren bei ihr ausgeblieben, und es wollte mich bedünken, als ließe sich nicht recht an ihrem Herzen ruhen!

Sie arbeitete in jenem Sommer noch viel, be-

sorgte auch später noch die Herausgabe des Tagebuches, welches der junge Prinz Waldemar von Preußen auf einer Reise in den Orient und nach Indien geführt hatte, aber sie wurde im Laufe der nächsten Jahre von wiederholten Schlaganfällen heimgesucht, ihre Lebhaftigkeit und Klarheit ließen nach, und sie starb dann im Herbste von achtzehnhundert siebenundvierzig nach recht schwerem Leiden.

Da ich eben jetzt mich der Unterredungen erinnerte, in denen Frau von Woltmann mir die philosophische Spekulation als die einzige Arbeit anempfahl, welche ihren Lohn in sich trage, fällt es mir wieder einmal ein, wie viel Noth man hat, sich beim Beginne einer Laufbahn nicht von sich selber und von seinem Ziele abwendig machen zu lassen, und ich denke dabei namentlich an die Mühe, welche einzelne Personen sich in jener Zeit gegeben haben, mich von meinem sogenannten Unglauben zurückzubringen und zum Glauben an die Dogmen des Christenthumes zu bekehren.

Sönderbar genug, waren es so Männer als Frauen, selbst Bekehrte, das heißt vom Judenthum zum Christenthume übergetretene Personen, die sich dieser Aufgabe unterzogen.



Während Frau von Woltmann mich so unumwunden glücklich gepriesen, daß ich den schweren Weg vom Glauben zum Zweifel und zur Prüfung niemals durchzumachen gehabt, beklagten diese Wohlmeinenden es, daß mein Talent, ich brauche ihre Worte, im Dienste der Unwahrheit verwendet werden sollte. Da ich in meinem zweiten Roman unter Anderm auch das geistige Verhältniß einer jungen Jüdin zum Christenthum behandelt hatte, so lag der Gedanke nahe, daß ich in diesem Theile meiner Darstellung ein selbst und innerlich Erlebtes geschildert. Ich hatte der Sache auch nicht Hehl, und verbarg es nicht, daß mir die Bekehrung eines Juden, zum Glauben an die christlichen Dogmen, eben so räthselhaft dünke, als meine Unfähigkeit an die Dogmen zu glauben, meinen Bekehrern nur immer erscheinen könne. Und da sie oftmals sehr in mich drangen, erklärte ich ihnen unumwunden, daß ich es für einen im Judenthum gebornen und unter Juden erwachsenen Menschen, wenn er einen klaren Verstand habe, für eine Unmöglichkeit halte, sich einem Wunderglauben irgend einer Art zu überlassen; und mir daher den gläubig gewordenen Juden gegenüber auch nur der Ausweg bleibe, sie in

einer Selbsttäuschung befangen zu wähnen, wenn ich nicht Schlimmeres von ihnen denken solle.

Meine beiden eifrigsten Bekehrer waren ein paar greise Männer, deren Stellung im Leben und im Staatsdienst eine sehr bedeutende, deren Charaktere durchaus achtungswerthe waren, und die mit mir weit mehr Nachsicht hatten, als ich Geduld besaß. Wenn ich sie aber eines geflissentlich genährten Selbstbetruges schuldig glaubte, machten sie mir dafür einen geistigen Hochmuth zum Vorwurf, der nach ihrer Meinung in ruhiger Selbstgefälligkeit die Mühe der Betrachtung, und die Demüthigung einer einzugestehenden Umkehr von sich wies; und wie oft und zuversichtlich ich sie auch des Gegentheils versichern mochte, wir rückten einander deßhalb um keine Linie näher.

„Wie ist es möglich, nicht zu glauben?“ fragten sie mich; „wie ist es möglich, daß Sie glauben?“ fragte ich. „Wo finden Sie Trost, wo eine Stütze, wo eine Zuflucht in den Stunden des Leidens, der Noth und der Versuchung?“ riefen sie mir zu; und ich hatte ihnen darauf Nichts zu entgegnen, als: „ich trage, was das Leben mir zu tragen giebt, ich beruhige mich mit dem Hinblick auf die Bedingungen

des menschlichen Daseins und mit dem Hinblick auf das Unabänderliche; und wenn ich mich versucht fühlen sollte, ein Unrechtes zu thun, so würde ich allerdings keinen andern Rückhalt haben, außer dem Rechtsgefühl in meinem Innern, und der durch Erfahrung gewonnenen Ueberzeugung, daß jedes Unrecht den Keim seiner Bestrafung in sich trägt."

Damit wollte man sich indessen nicht beruhigen. Man meinte, ich habe nur fremde Ansichten in mich aufgenommen, meine Ueberzeugungen gehörten nicht mir an, ich sei zu jung für solche Selbstständigkeit. Aber man vergaß, daß ich dreiunddreißig Jahr alt, und von frühster Jugend auf an ernstes Nachdenken gewöhnt war. Man glaubte mich sehr gefährdet und meinte es sicherlich wohl mit mir.

Nun ist es guten Menschen, und gute Menschen waren jene beiden Männer, natürlicher Weise ein Gegenstand des Bedauerns, Andern nicht zugänglich machen zu können, was sie selber beglückt. Nichts desto weniger hat es aber etwas Quälendes, sich immer wieder zum Suchen nach Frieden aufgefordert zu sehen, wenn man in sich beruhigt und zufrieden ist. Der Eine der beiden Herren, welche sich mein Seelenheil so sehr am Herzen liegen ließen, ein

Geheimer Justizrath, sagte mir, als ich mich eines Tages in seinem Hause und bei seinen Töchtern befand, er mache an mir eine eigene Erfahrung. In seiner Jugend habe er sich lebhaft für eine Frau interessirt, deren Wesen ihn nicht habe zur Ruhe kommen lassen. Habe er sich fern von ihr befunden, so habe er sie geliebt, sei er in ihrer Nähe gewesen, so habe er nicht begreifen können, wie er sie zu lieben vermocht; mit mir gehe es ihm entgegengesetzt. Mein Denken, meine Art das Leben zu erfassen, seien ihm durchaus fremd, ja antipathisch, wenn er sie sich vorstelle; sähe er mich vor sich, so komme ihm mein Wesen und Denken einfach und liebevoll vor, er habe mich dann selbst lieb, habe Zutrauen zu mir, und beruhige sich damit, daß auch für mich die Stunde kommen werde, in welcher ich mir nicht mehr genug sein, und in welcher ich mich zu dem Erlöser wenden würde, der den Menschen auf den wunderbarsten Pfaden zu finden wisse.

Das war von dem Greise so ehrlich und so gut gemeint, daß ich hätte herzlos sein müssen, um es nicht anzuerkennen, und gelassen alle seine Ermahnungen hinzunehmen. Ein Anderer aber, ein alter Kriminaldirektor, der eine eifrige Natur war, und

sich eine Zeitlang gewöhnt hatte, mich Sonntags, wenn er aus der Kirche kam, in meiner Wohnung aufzusuchen, wünschte mir eines Tages, eben weil er eine aufrichtige Freundschaft für mich hege, daß mir das Leben seine Nachtseiten zeigen, daß schwere Schicksalsschläge mich treffen und beugen, und daß ich durch die bittre Schule des Leidens zum Lichte geführt werden möge.

Ich war wirklich empört über diesen frommen Wunsch, ja er widerte mich an. Nicht als hätte ich dem Eiferer etwa die Kraft zugetraut, welche die Italiener dem Jettatore, dem mit bösem Blick Behafteten eigen glauben, die Kraft ihren Mitmenschen erfolgreich Böses anzuwünschen, aber der grausame und duldungslose Fanatismus entsetzte und beleidigte mich, und ich fühlte mich versucht, Wunsch gegen Wunsch zu stellen, als der Hinblick auf des Mannes Jahre mir Schweigen und Ruhe auferlegte.

Die nächste Folge dieser oft wiederkehrenden Gespräche war jedoch, daß ich mich vielfach in meinem Innern mit den großen ethischen Gedanken, wie mit den Dogmen des Christenthums beschäftigte, und mir es klar zu machen versuchte, wie es jenen Männern möglich geworden sei, in reifen Jahren einen

Mythus in sich als Sache der Ueberzeugung aufzunehmen, nachdem sie sich durch ihre wissenschaftlichen Studien und Arbeiten an ein strenges Prüfen und Analysiren gewöhnt hatten; und warum es mir, welche weder die allgemeine Bildung und die philosophischen Kenntnisse, noch die durch juristische Uebung des Verstandes geschulte Unterscheidungskraft der beiden Greise besaß, unmöglich fiel, an Etwas zu glauben, was ich nicht verstehen konnte. Ich erwog es oftmals hin und her, und kam damals zu keinem Schlusse, kam zu keinem Vertrauen in die Ueberzeugungstiefe der Bekehrten, wie sie zu keinem festen Zutrauen in den Ernst meines Nachdenkens gelangen konnten, weil sie und ich einen Faktor in unserer Betrachtung mitzuzählen unterließen — die Epoche, in der sie sich bekehrt hatten, und die Zeit, in welcher sie von mir die Wandlung meiner Ueberzeugungen verlangten.

Alle jene Personen, die Männer wie die Frauen, waren zu Ende des vorigen oder zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts, also in einer Zeit zum Christenthume übergetreten, in welcher, wenn man so sagen darf, das Gemüthsleben in der Welt die Herrschaft geführt, in welcher man in vielen Kreisen

das Empfinden über das Denken gestellt, und müde der überreizten Sinnlichkeit, müde des leichtfertigen Spottes über das Ernste und Hohe, wie er von Frankreich als Mode durch die Welt gegangen war, sich nach einer Zuflucht vor sich selber, nach einem Haltpunkt gesehnt hatte, vor dem man Ruhe und Besinnung, und hauptsächlich sich selber wieder finden konnte.

Die Unerbittlichkeit der französischen Revolution machte ihrer Zeit einen ähnlichen Abschnitt in der Schrankenlosigkeit des Lebens, wie er in der römischen Cäsarenzeit durch das Christenthum gemacht worden. Nur daß der Einschnitt jetzt plötzlicher und gewaltsamer sichtbar wurde, und daß die Ideen von der Gleichheit der Menschen, welche das Christenthum als eine Lehre der Liebe in die Welt gebracht, bei der erneuerten Rückkehr zu dieser Lehre, aus dem Jenseits in das Diesseits übertragen wurden. Man verwandelte die Doktrin von der Gleichheit und Brüderlichkeit aller Menschen vor Gott, in den Grundsatz der Gleichheit vor dem Recht und vor dem Gesetz; und versuchte es in der ersten gewaltsamen Aufregung, eine Idee der Liebe mit dem Beil der Guillotine zur Ausführung zu bringen.

Schaudernd vor dem Wahnsinn dieses blutigen Beweismittels, wendeten die weichen Herzen, welche die gewaltsamsten Schicksalswechsel und die Wandelbarkeit des irdischen Glückes vor Augen sahen, sich damals von der auf die Erde verpflanzten Gleichheitstheorie ab, um sie dort aufzusuchen, wo sie im Geiste gepredigt ward; erschreckt durch den jähen Umsturz der Zustände, dessen Zeugen sie gewesen waren, suchten sie ein Unantastbares, ein Ewiges. Ganz dieselben Beweggründe, welche zur Zeit der Cäsaren die Herzen der Menschen nothwendig zu einer Lehre der Jenseitigkeit und der hoffenden und hingebenden Liebe geführt hatten, bewirkten nach dem blutigen Ausgang der französischen Revolution, die Bekehrung vieler Juden zum Christenthume, den Uebertritt zahlreicher Protestanten in die katholische Kirche, und die Möglichkeit an Wunder zu glauben. Weil man sich gedrungen fühlte, auf erlösende Wunder zu hoffen, stürzten die phantasievollen Naturen sich in den Mystizismus, und die lyrisch gestimmten Seelen wurden geneigt, in den Verhältnissen, welche der Bildung und Cultur am Fernsten standen, die Ungetheiltheit der Empfindung, die Lebenskraft und Tüchtigkeit zu suchen, die

man in sich selber nur zu schmerzlich entbehrte. Die Vorliebe für ein romantisch erfundenes Volksleben, die Romantik und die Hinneigung für das Volksthümliche in der Vergangenheit, entstanden aus Abneigung gegen das Volk, das man vor Augen hatte. Es waren so grausenhafte Dinge unter der Herrschaft der Göttin der Vernunft geschehen, daß man sich willig seiner prüfenden Vernunft entäußerte, und der Hochmuth und die Selbstsucht der niedergeworfenen Aristokratie waren so groß, und in ihren Folgen für sie selbst so furchtbar gewesen, daß Demuth und Selbstentäußerung wie Rettungsmittel dagegen erscheinen mußten.

In unserer Zeit ist das anders. Wer vorurtheilsfrei um sich blickt, kann es nicht verkennen, daß der eigentliche Geist des Christenthums seit den Tagen der französischen Revolution tiefer als je zuvor in den Herzen der Menschen Wurzel geschlagen, daß er zu einer Bethätigung, zu einem maaßgebenden Einfluß gelangt ist, wie noch niemals zuvor. Die brüderliche Zusammenhörigkeit der Menschheit ist für jeden Verständigen Sache der unwiderleglichsten Ueberzeugung geworden. Ueberall bethätigt dies die Vorsorge, welche man für die Entwicklung

des Volkes, für sein geistiges und leibliches Gedeihen trägt, überall zeigt sich in den Associationen der verschiedensten Art die Frucht der Liebe, welche den Kern des Christenthumes ausmacht; und es giebt jetzt kaum noch einen Menschen von Verstand und Herz, welcher die Grundlehren des Christenthumes, in diesem Sinne, nicht als den Ausgangspunkt seines Denkens, nicht als die Richtschnur seines Handelns anerkennte. Alles, was in den letzten dreißig Jahren für die Erhebung und Versittlichung der Menschheit geschehen, ist fraglos die Frucht des in Thätigkeit gesetzten Geistes des Christenthums, und sich zu diesem bekennen, heißt jetzt eingestehen und bekennen, daß man es verdiene ein Mensch zu sein.

Anders ist es mit dem Bekenntniß zu den Dogmen des Christenthums. Alexander von Humboldt sagt in einem Briefe an Varnhagen von Ense: „Alle Religionen setzten sich aus drei völlig verschiedenen Theilen zusammen: aus einer Sittenlehre, die überall dieselbe und sehr rein ist, aus einem geologischen Traum, und aus einer Sage oder einem historischen Roman, welchem Letzteren überall die höchste Wichtigkeit beigelegt wird."

Nun will mich's aber bedünken, als ob für gewisse Zeiten und für Menschen von verschiedenen Anlagen, die Werthschätzung dieser drei Elemente nicht stets die Gleiche bleiben könne; und das zogen die Personen, welche mich für die Geologie und für den Roman des Christenthums, oder wie Arnold Ruge es so unvergleichlich richtig nennt, für die jüdische Literatur und die syrischen Mythen, zu gewinnen strebten, nicht gebührend in Betrachtung. Niemand entzieht sich der Erkenntniß seiner Zeit, wenn er sich nicht absichtlich gegen sie verschließt; denn die Erkenntniß hat das mit den Pflanzen gemein, daß ihr Saame von der Luft getragen, und befruchtend verstreut, hier und dort als neue Erkenntniß aufgeht, bis eine Saat in Aehren steht, von der man nicht sagen kann, wer sie gesät. Sie vergaßen, daß Strauß und Feuerbach gelebt, geschrieben und gewirkt hatten, daß die Entstehungsgeschichte der Erde in allen Handbüchern auf geologische Grundsätze zurückgeführt worden war, daß kein Grund mehr für uns existirte, die Uebung der Vernunft, die Prüfung mit dem Verstande von uns zu weisen, und sie übersahen die Werkthätigkeit der christlichen Liebe, die sich um sie her kund gab, weil sie sich nicht zu der Duld-

samkeit emporschwangen, welche dem Einzelnen zugesteht, sich nach seinem Bedürfniß und nach seiner Möglichkeit mit der Welt, mit dem Leben und mit seinen Pflichten in das Gleiche zu setzen.

Mir ist es stets als ein Unrecht erschienen, einen Menschen von seinem Festhalten an der Historie und an den Dogmen des Christenthumes abwendig zu machen, wenn er Freude und Beruhigung darin zu finden meinte; aber eben so unrecht habe ich es immer gefunden, wenn man Diejenigen des geistigen Selbstgenügens oder gar des Leichtsinnes bezüchtigte, welche nur dasjenige für wahr zu halten vermochten, was vor dem Urtheil ihres Verstandes bestehen konnte, und wenn man eine Zeit und ein Geschlecht verdammte, deren Streben nach Wahrheit und deren werkthätige Menschenliebe sich augenfällig kund geben. Zuletzt aber ist es dem Menschen sicherlich besser, selbstständig zu zweifeln und zu irren, als, ohne Benutzung seiner angeborenen Verstandeskräfte, anzuerkennen und zu glauben, denn das Irren und das Streben erhalten den Geist in Bewegung und Thätigkeit, und Bewegung ist Alles!

Sechstes Kapitel.

Es war mit den Ereignissen, welche zu Ende des vorigen und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts auf die Geister einstürmten, wie mit dem gefährlichen Clima mancher Gegenden. Die Kraftlosen erlagen dem Einfluß, die Kräftigen, welche ihn überwanden, bewiesen damit zugleich ihre Dauerbarkeit. Dieselben Eindrücke, welche in den Einen Strenggläubigkeit und Unduldsamkeit erzeugt hatten, erzeugten in den Andern Aufklärung und Toleranz. Neben den bejahrten Personen, welche auf uns Jüngere mit mitleidiger Vornehmheit herabsahen, und all unser Streben leer und eitel nannten, lebten noch die letzten Zeugen der großen Vergangenheit in ungeschwächter Kraft, und wir fanden bei ihnen, was kein Strebender entbehren kann, Theilnahme, Ermunterung und Nachsicht.

An der Spitze dieser geistigen Veteranen stand, neben Alexander von Humboldt, den ich erst

später kennen lernte, in erster Reihe der Geheimrath Varnhagen von Ense. Nachsichtiger, bereitwilliger im Anerkennen und Fördern junger Personen und jugendlicher Bestrebungen als eben er, ist schwerlich Jemand gewesen. Bei großer persönlicher Würde und gemessener Zurückhaltung, ließ er die Jüngern das Uebergewicht nie drückend empfinden, welches seine Jahre ihm über uns verliehen, wenn schon er beständig geneigt war, uns den reichen Schatz seiner Erfahrungen freundlich zu Gute kommen zu lassen.

Ich habe im dritten Bande dieser Erinnerungen erzählt, wie mein Vater und ich es im Jahre zweiunddreißig durch meine Schuld versäumt hatten, uns Herrn von Varnhagen vorzustellen, und auch als ich im Jahre neununddreißig den Winter in Berlin zubrachte, hielt mich die Scheu, seine Zeit in Anspruch zu nehmen, ohne ihm einen Ersatz dafür bieten zu können, von einem Besuche bei ihm ab. Als ich dann vier Jahre später abermals nach der Hauptstadt zurückkehrte, sah Herr von Varnhagen keine Gesellschaften bei sich, meine Cousinen, die seit dem Tode ihres Vaters, des Doktor Assing, unter dem Schutze ihres Onkels Varnhagen lebten,

hatten mir nicht vorgeschlagen, mich ihrem Beschützer vorzustellen, ich hatte mir also daraus den Schluß gemacht, daß es ihm lieb sei, nicht behelligt zu werden, und hatte denn eine geraume Zeit in Berlin gelebt, ohne ihn jemals gesehen zu haben.

Inzwischen war ich im Winter von drei und vierzig durch eine Frau von S. mit Fräulein Henriette Solmar bekannt geworden, bei welcher Herr von Varnhagen seit Rahel's Tode fast alle seine Abende zubrachte, aber auch dort hatte ich ihn nicht getroffen, weil ein längeres Unwohlsein ihn in seiner Behausung zurückhielt.

Fräulein Solmar war eine entfernte Verwandte von Rahel Levin, und lebte schon damals, wie noch jetzt, in dem obern Stockwerk des Königlichen Bankgebäudes, dessen Fenster auf die hohen Baumwipfel eines schattigen Gartens niedersehen. Von Varnhagen und von dem geistigen Leben Berlin's zu sprechen, ohne Fräulein Solmar's zu erwähnen, in deren Zimmern sich durch ein Menschenalter fast Alles zusammenfand, was die deutsche, ja man kann wohl sagen, was die europäische Literatur an Namen aufzuweisen hatte, ist aber nicht wohl möglich, abgesehen davon, daß sie und ihr Salon fast allein noch jene

Tradition der alten Berliner Geselligkeit aufrecht erhielten, welche in dem Varnhagen'schen Hause einst ihren Gipfel gehabt hatte.

Niemand wird aber zufällig der Mittelpunkt eines Kreises von ausgezeichneten Menschen. Das Bedeutende zu erkennen muß man selber Bedeutung haben, und um es dauernd an sich zu fesseln, dazu gehören Eigenschaften, die sich nur selten so wie in Fräulein Solmar, der langjährigen Freundin Varnhagen's zusammen finden. Mit schnellem klaren Verständniß verband sie eine lebhafte Empfindung für Wahrheit und für das Schöne, und zugleich eine ganz ungewöhnliche Anspruchslosigkeit. Sie sprach die modernen Culturspracheu wie ihre Muttersprache, kannte die moderne Literatur in ihrer weitesten Ausdehnung, und hatte neben der liebevollen Gabe vortrefflich zuzuhören, die höchste Anmuth im Erzählen, wobei ihr die ganze Tonskala von dem würdigsten Ernste bis zu dem Humor des heitern Berliner Witzes gleichmäßig zu Gebote stand. Dabei war sie ihrer Zeit eine ausgezeichnete Sängerin und Clavierspielerin gewesen. Altersgenossen rühmten ihr Talent für das Schauspiel, und Jeder der sie näher kannte, mußte die Einfachheit, die Gradheit

ihres Wesens, neben der feinsten Form und der zartesten Diskretion schätzen lernen. Durch die ganze Reihe meiner Erinnerungen ist mir keine zweite Frau vorgekommen, die so wenig von ihren Gästen für sich selbst verlangte, die völlig heiter und zufrieden war, wenn Andere sich behaglich bei ihr fühlten, und ich habe überhaupt nur wenig Frauen gekannt, welche ihren Freunden so durch alle Wechselfälle des Lebens unwandelbar verlässig blieben wie sie, ohne ihnen je ein Freundschaftsversprechen oder eine besondere Freundschaftsversicherung gemacht zu haben. Klänge es nicht gesucht, und das ist es nicht, da das Bild sich mir eben unwillkürlich bietet, so möchte ich sagen, man gewöhnte sich, wenn man sie kannte, auf sie und ihre Beständigkeit, wie auf die Wiederkehr des Tages zu bauen. Das Gute und Liebenswürdige wurde so selbstverständlich an ihr.

Eben so einfach wie sie selbst, war auch die Art, in welcher sie ihre Gäste behandelte. Sie hatte, was so vielen Hausfrauen fehlt, die unschätzbare Klugheit, die Menschen in Ruhe, das heißt sie gewähren zu lassen. Niemand brauchte seinen Geist, sein Wissen in ihrer Nähe besonders zu beweisen, Nie-

mand brauchte Künste zu machen, und weil man volle Freiheit hatte, gab Jeder sich unbefangen in ihrem Hause, bot Jeder unwillkürlich sein Bestes dar, und alle Theile fanden und finden noch heute, nach fünfzehn weitern Jahren, eine Befriedigung in dem schönen, freundlichen Zimmer der trefflichen Frau. Es wäre zu wünschen, daß man jetzt, wo die Photographie für solche Zwecke so bereitwillig ihre Hülfe leiht, ein Bild dieses langen Saales mit seinen verschiedenen Etablissements aufnehmen ließe, denn durch ganz Europa und über seine Grenzen hinaus, leben zahlreiche Freunde und Gäste dieses Hauses, denen es wohl 'geworden in dem Raume, und die sich bei dem Anblick desselben mit Freuden der guten Stunden erinnern würden, welche sie in demselben genossen haben.

Fräulein Solmar's Gewohnheiten waren von je sehr häuslich. „Man braucht nur hübsch in Berlin und in seiner Stube zu bleiben," pflegte sie zu sagen, „um alle Welt kennen zu lernen!" Und für ihr Theil hatte sie damit recht. Sie empfing ihre Freunde an jedem Abende. Nach sieben Uhr fand man sie, mit seltensten Ausnahmen, Winters an ihrem Theetisch sitzen, ihre verwittwete Schwester

und deren Tochter, ihr gegenüber, und es währte dann auch nicht lange, bis dieser oder jener Fremde, und einer oder der andere alte Bekannte sich bei ihr einstellten. Wer aber auch kommen, wie groß die Zahl der Gäste auch werden mochte, ein bestimmter Stuhl, ein wunderlicher dreieckiger Sessel, zur rechten Seite des Sopha's, dicht neben dem Ofen, wurde von Niemand eingenommen, denn diesen Stuhl hatte Herr von Varnhagen sich ausgewählt, und Herr von Varnhagen kam damals an jedem Abende zu seiner Freundin.

Kurz vor acht Uhr oder doch nur wenig später, pflegte sich regelmäßig die breite einflüglige Thüre des nicht eben hohen Salon's zu öffnen, und es trat dann raschen Schrittes ein Mann von etwa sechszig Jahren ein. Er trug einen schwarzen Oberrock, den Stern eines Ordens an breitem Bande um den Hals, den Hut, und den Rohrstock mit goldenem Knopfe in der Hand. Leichten und leisen Ganges sah man ihn, freundlich grüßend, sich nach dem wunderlichen dreieckigen Lehnstuhl an Fräulein Solmar's Seite begeben, und während er ihr den guten Abend bot, die Zeitungen, welche er ihr alltäglich mitzubringen pflegte, vor sie auf den Tisch

legen. Das war der Geheimerath Varnhagen von Ense. 1844

Kaum daß er sich niedergelassen hatte, so wendete er sich der Unterhaltung zu, und es war dann ein Vergnügen, das feine, bewegte Mienenspiel seines Antlitzes zu betrachten. Sein Gesicht war rund und hatte in den Formen und Farben viel Jugendliches behalten, auch das volle graue Haar hatte noch ein leichtes Gelock, so daß man es sich ohne Mühe vorstellen konnte, welch hübscher junger Mann, welch eleganter Offizier er gewesen, und wie gefällig seine Erscheinung sich auf dem Parket des diplomatischen Salons dargestellt haben mußte, da sie noch in späten Jahren so viel Anmuth besaß. Er trug eine Brille mit sehr großen Gläsern, hatte aber weder das Ansehen noch die Manieren eines Kurzsichtigen. Seine Bewegungen waren durchaus frei, und obschon er auch im Sitzen bisweilen lange den Stock in der Hand behielt, war seine Gestikulation für einen Deutschen ungewöhnlich lebhaft, denn er pflegte seine Worte, mehr als es im Allgemeinen unter uns geschieht, durch Bewegung des Kopfes und der wohlgeformten und gepflegten Hände zu begleiten.

Als man mich ihm vorgestellt hatte, setzte er sich

mit großer Freundlichkeit zu mir, und sprach mir den Antheil aus, welchen meine beiden Romane ihm eingeflößt hätten. „Eine Dichtung," sagte er, „welche sich das Leben und die Verhältnisse einer Judenfamilie und namentlich einer jungen Jüdin zur Aufgabe gestellt, müsse ihm natürlich besonders anziehend sein, da er an Rahel und durch sie vielfach Gelegenheit gehabt habe, sich mit der eigenthümlichen Geistesrichtung dieses Volksstammes zu beschäftigen. Er habe überhaupt viel Freunde gehabt, welche demselben angehört, und es lägen in dem jüdischen Geiste, neben Fehlern und Verkehrtheiten, die nicht abzuläugnen wären, und von denen nur die Durchgebildeten und Besten sich frei zu machen wüßten, eine ursprüngliche Energie und Schlagfertigkeit, die ihm immer anziehend gewesen wären. Es sei in den Juden eine Gradheit des Sehens, eine eigene Art von Scharfsinn, welche Rahel im allerhöchsten Grade, ja bis zu seherischer Klarheit besessen habe.

Ich sprach ihm so gut ich es konnte aus, was Rahel's Briefe mir in einer bestimmten Epoche meiner Jugend gewesen waren, und welch eine Wohlthat er auch mir mit deren Herausgabe bereitet

hätte. Er hörte das freundlich an, und lobte dann meine Schreibweise, wobei er mir dringend empfahl, was ich auch immer schreiben möge, nie die Sorgfalt auf den Styl aus den Augen zu setzen. „Wer sich formell zum korrekten und edeln Ausdruck seiner Gedanken gewöhnt, korrigirt und veredelt damit sein Denken,“ sagte er. „Es ist sehr schwer, in einem durchsichtigen und klaren Styl etwas Unklares oder Thörichtes auszusprechen, und ist irgendwo die Wechselwirkung auffallend, so ist es die zwischen Ausdruck und Gedanke.“

Man nahm ihn von anderen Seiten in Beschlag, und ich sprach ihn an dem Abende, so viel ich mich erinnere, nicht wieder.

Am andern Morgen, es war am dritten Mai achtzehn hundert vierundvierzig, einige Tage vor meiner Abreise nach Schlesien und Böhmen gewesen, sendete er mir mit einigen freundlichen Worten Rahel's Briefe.

Er hatte sicherlich die Absicht gehabt, mir eine Freude zu bereiten, eine Aufmunterung zu gewähren, wie groß beide aber waren, davon hatte er gewiß keine Ahnung, ganz abgesehen davon, daß mir nun

die Gelegenheit geboten wurde, ihm persönlich danken gehen zu dürfen.

Ich that es an einem der folgenden Tage. Herr von Varnhagen wohnte in der Mauerstraße, in einem Quartiere des palastähnlichen Hauses Nummer sechs unddreißig, das er schon zu Rahel's Zeiten inne gehabt, und in welchem sie und er auch gestorben sind. Es war ein großes Haus mit ansehnlichem Portal, recht für den Empfang von Gesellschaft gemacht. Die weite Einfahrt, die breite, gelind ansteigende Treppe, die durch Spiegel maskirten Eingangsthüren im ersten Stock, die Bänke für eine wartende Dienerschaft hatten etwas vornehm Gastliches. Trat man aber aus diesem Vorhause in die Varnhagenschen Zimmer hinein, so befand man sich mit dem ersten Schritte in einer großen Bibliothek, und das weltmännische Element und die Gelehrsamkeit, welche sich in Varnhagen zusammenfanden, waren dadurch gleich bei dem Eintritt wie in einem Bilde dargestellt.

Nachdem der Bediente mich ihm angemeldet hatte, öffnete mir eine ältliche Frauensperson, deren Kleidung zwischen der Tracht einer Dienerin und einer Dame die Mitte hielt, die Stubenthüre, und

trat mit mir zusammen bei Herrn von Varnhagen ein, der ausgestreckt, mit einer seidenen Decke bedeckt, auf einem kleinen unbehaglichen Sopha lag, welches nach englischer Weise unter den Fenstern stand. Er sah viel älter als am Abende aus, klagte über seine schlechte Gesundheit, und die ältliche Frau machte sich geflissentlich das Geschäft, ihm die Decke zurecht zu legen. „Das ist Dore!" sagte er freundlich, „die Ihnen wohl aus Rahel's Briefen bekannt sein wird."

Es schien mir, als habe „Dore" diese Art von Vorstellung eigens erwartet, als sei sie nur um dieselbe zu genießen, in das Zimmer gekommen, und Herrn von Varnhagen's Güte, Treue und Dankbarkeit des Herzens, welche von allen Denen, die ihn näher kannten, als hervorstechende Eigenschaften seiner Natur gerühmt wurden, waren ganz dazu gemacht, der bewährten Dienerin diese Befriedigung ihrer Eitelkeit als Anerkennung ihrer treuen Dienste zu vergönnen. Sie sprach ein paar Worte von ihrer seligen gnädigen Frau, Varnhagen lächelte dazu nachsichtig, und mir fiel der Ausruf Rahel's auf ihrem Sterbebette ein, als Dore sie einmal mit solcher Anrede angesprochen hatte: „Ach was! es hat

sich ausgegnädigefraut, nennt mich Rahel!" — Es war das Ehrliche, Kecke, Unumwundene in Rahel's Geist und Ausdruck, das ich so sehr in ihr liebte, weil es einen so schönen Hintergrund für die Weiche und Güte ihres Herzens abgab.

Als die Dienerin darauf hinausging, kam mir Herr von Varnhagen plötzlich wieder jünger und gesünder vor, denn er richtete sich hoch auf, sprach lebhaft und munter, und ich konnte mich an jenem Morgen des Gedankens nicht erwehren, als finde Dore ein Interesse daran, ihren Herrn in der Krankenrolle zu erhalten, um sich ihm unentbehrlich zu machen.

Ehe ich nun im Jahre vierundvierzig abermals von Berlin nach Königsberg ging, traf ich Herrn von Varnhagen wieder bei Fräulein Solmar. Ich erzählte ihm, daß ich für den Winter zu meinem Vater und nach Hause zurückkehren wolle, und während die meisten meiner nahen Bekannten mit diesem Vorhaben nicht recht einverstanden waren, erklärte er sich ganz entschieden dafür; ja, als ich später zu ihm ging, mich ihm zu empfehlen, rieth er mir eigens dazu. „Sie sind noch nicht so gefestigt gegen neue Eindrücke," sagte er, „daß sie nicht dadurch

zerstreut werden könnten, und wenn auch der an das Leben einer großen Stadt Gewöhnte nirgend besser als in einer solchen arbeitet, so werden Sie gewiß noch Vortheil davon haben, wenn Sie Ihren begonnenen Roman in der Heimath ausführen können, während Sie bei erneuter Rückkehr nach Berlin einen neuen Maaßstab und eine geschärfte Einsicht für dasjenige gewonnen haben werden, was für Sie das Bedeutende und Wesentliche an Berlin ist."

Aus allen seinen Aeußerungen ging der ernste Wille wirklichen Berathens hervor, und doch, so lebhaft und dankbar ich dies empfand, vermochte ich mich weder an jenem Tage noch jemals später so frei und unbefangen gegen Herrn von Varnhagen auszusprechen, als ich es wünschte, und als es mir andern Personen gegenüber möglich war.

Ich glaube, das rührte von der sarkastischen Seite seiner Natur her, vor der ich Scheu trug, und die ich nicht anzuregen wünschte. Denn wie sich in seinem Gesichte und in den feinen Zügen um seinen Mund, neben dem Ausdruck geistvoller Güte, leicht ein Lächeln des Spottes kund gab, so mischte sich in die Worte seines Antheils oft eine gewisse satirische Wendung ein, die mich unsicher machte; und

selbst die Duldsamkeit und Nachsicht gegen Irrthümer und Schwächen, welche er in vielen Fällen bewies, in denen die Strenge meiner Unerfahrenheit eine entschiedene Mißbilligung oder einen harten Tadel von ihm zu hören begehrte, machte mich dann nur unsichrer, scheuer und unselbstständiger. Während ich im Allgemeinen nicht darauf gestellt war, mich immerfort zu fragen, wie ich den Andern eben vorkommen möge, wurde ich Herrn von Varnhagen gegenüber selten die Frage los: „Was mag er von Dir jetzt eben denken?“ und mit einer solchen Sorge ist man unfrei.

Ich weiß nicht, ob dieser Zustand, der sonst nur sehr eiteln Menschen eigen zu sein pflegt, bei mir in diesem besondern Falle von dem Verlangen herrührte, Varnhagen's Zustimmung und Beifall vorzugsweise zu gewinnen, oder was es sonst gewesen sein mag; aber durch die lange Reihe von Jahren, in welchen ich ihn kannte, habe ich auf diese Weise immer einen weit freieren Eindruck von seiner Person und von seinem Verkehr gehabt, wenn ich seinem Gespräche mit Andern zuhören konnte, als wenn ich selber mit ihm sprach. Und er sprach so unvergleichlich schön!

Man kann nicht sagen, er sprach wie er schrieb; denn er sprach hinreißender als er schrieb. Er war im Sprechen energisch, bestimmt, und wenn er sich der Personen, zu denen er redete, versichert hielt, fast rücksichtslos in der Kraft seines mündlichen Ausdrucks. Er umschrieb, er verhüllte dann Nichts, er nannte die Dinge bei ihrem Namen; und ich habe oftmals, wenn ich in spätern Jahren ihn als Begleiterin meines Mannes besuchte, mit dem er durch ein langjähriges Vertrauen verbunden war, bei ihren lebhaften Gesprächen ihm mit wahrer Bewunderung zugehört, und mir dabei gedacht, wie belebend Varnhagen's Vortrag für ein Auditorium und welch ein Lehrer und Redner er auf dem Katheder gewesen sein würde.

Einsichtsvolle historische Auseinandersetzungen, geschichtliche und literarische Anekdoten und Charakteristiken, Urtheile über Lebende und Verstorbene, kritische Zergliederungen neuer Werke, und flüchtige, oft satirische Wiederholungen eben vernommener interessanter Tagesereignisse, wußte er in solchem Gespräche auf das Geschickteste in einander zu verweben, so daß man sich bei ihm stets auf das Unvergleichlichste unterhalten und in den meisten Fällen

wesentlich belehrt und angeregt fand, ohne wie bei Herrn von Humboldt die Empfindung zu haben, daß er geflissentlich unterhalte, und — ohne sich dafür zu besonderm Danke verpflichtet zu fühlen. Das klingt vielleicht sonderbar; aber es ist das nichts Unehrerbietiges, sondern nur etwas menschlich Berechtigtes. Wie aufrichtig man nämlich auch zum Verehrer des Großen und Erhabenen geneigt sein mag, so hat man es doch nöthig, sich mit Demjenigen, mit dem man in der Unterhaltung verkehren soll, annähernd auf gleichem Boden zu befinden, oder ihn mindestens nicht, durch die allgemeine Verehrung so hoch über die ganze Menschheit hinaus erhoben zu sehen, daß eine andere Annäherung, als die des bewundernd staunenden Emporschauens, unmöglich wird. Man kann vor einem Kolosse, der auf hochragendem Piedestale sich über unsere Häupter weithin sichtbar erhebt, nicht dieselbe Empfindung haben, welche uns neben einer menschlich schönen Statue in umfriedetem Raume erfüllt. Und grade das Leichtzugängliche, das anscheinend Absichtslose und doch stets Bewußte und Formvolle in Herrn von Varnhagens Unterhaltung, machte diese in so hohem Grade erfreulich.

Ich habe mir, eifrig zuhörend, oftmals die kleine Stube betrachtet, während er sprach. Ein schlichtes Bett, zwei altmodische, vielgebrauchte Schreibtische dicht aneinander gerückt, das kleine Sopha, ein paar bücherbedeckte Tische und Stühle, — das war Alles. Aber die Wände hingen voll Portraits; hier mahnte eine Statuette, dort ein Relief an die bedeutenden Menschen, welche als Gäste und Freunde in diesem unscheinbaren Raume geweilt hatten, und auch hier ist es sehr zu beklagen, daß man nicht, wie bei Alexander von Humboldt, daran gedacht hat, ein Bild dieses Zimmers und seines Bewohners den zahlreichen Freunden desselben aufzubewahren, als man Varnhagen aus demselben zu seiner letzten Behausung trug.

Varnhagen hatte ein Alter von dreiundsiebenzig Jahren erreicht, als ihn ein plötzlicher, schmerzloser Tod unerwartet der Welt und seinen Freunden entriß. Obschon fortwährend kränkelnd, befand er sich doch bis zur letzten Stunde seines Lebens in fast ungeschwächtem Besitze seiner körperlichen und geistigen Kräfte. Ja, man konnte sagen, daß in seiner schriftstellerischen Produktion sich Ausdruck und Darstellung fortwährend gesteigert hatten. Nur ein

mehr und mehr sich geltend machender Zug und Hang zum Anekdotischen in der Unterhaltung konnte in den letzten Zeiten als Zeichen des Greisenalters dienen. Sein Antheil aber, den er eben sowohl an den Begegnissen seiner Freunde und Bekannten, wie an den Zeitereignissen und an den Schicksalen seines Vaterlandes und seiner Nation nahm, bezeugte die volle Jugend seines Geistes und seines Herzens, er war muthiger und hoffnungsvoller als viele der Jüngsten, und radikaler in seinen Ansichten als die Meisten; aber sein Radikalismus war mehr ein theoretischer. Praktisch wurde derselbe durch das innerste Wesen seiner Natur gelähmt. Varnhagen war eine so durchaus aufnehmende und weiche Natur, daß alle Personen mit denen, und alle Epochen in denen er gelebt, Spuren ihrer sie kennzeichnenden Eigenschaften in ihm zurückgelassen hatten. Das machte ihn vielseitig, verständnißvoll und duldsam. Die Duldsamkeit ist aber ebensowohl eine Tugend als eine Schwäche je nach der Kraft des Charakters, in dem sie sich kund giebt. Sie kann den Menschen befähigen über den Parteien zu stehen, aber sie macht unfähig ein eigentlicher Parteimann zu werden, denn sie schreckt vor der Härte der rücksichtslosen Conse=

quenz zurück; und es war sicherlich die Erkenntniß seiner eigenen Natur, welche Varnhagen abhielt, sich in spätern Jahren an dem öffentlichen Leben praktisch zu betheiligen, obschon er bis an sein Lebensende die treuste und wärmste Theilnahme für die freie Entwicklung Deutschlands bewahrte, der er von Jugend auf gedient hatte.

Siebentes Kapitel.

Reich an einer Menge von neuen Eindrücken und Erfahrungen, und voll Verlangen, meinen Vater wiederzusehen, kehrte ich in der Mitte des September, nach einer Abwesenheit von fünfzehn Monaten in meine Heimath zurück, und das Zuhausesein umfing mich mild und erwärmend wie Frühlingshauch nach kalten Tagen.

Des Morgens zu wissen, daß der Vater da sei, ihn am Tage erwarten zu können, zu sehen, zu fühlen, daß er Freude an mir habe, daß meine Erzählungen ihn gut unterhielten, an seinem Tische zu sitzen, von seinem Brode zu essen, Alles was ich bedurfte und genoß, von seiner Hand zu empfangen, die es so liebevoll gewährte, Abends noch an seinem Bette zu sitzen und ihm gute Nacht sagen zu können, mit einem Worte wieder ein Kind vom Hause, sein Kind zu sein, beglückte mich sehr. Und dazwischen

war es mir bisweilen ganz befremdlich, daß ich gar kein Geld ausgab, daß ich nur zu fordern brauchte, um nicht nur alles Nöthige, sondern auch das Wünschenswerthe und Ueberflüssige zu erlangen. Ich hatte nicht nöthig ängstlich zu berechnen ob ich Dies oder Jenes auch thun dürfe, ich hatte nicht nöthig, fortwährend daran zu denken, ob meine Ausgaben auch mit meinen Einnahmen in gleichem Verhältniß ständen. Die Sorglosigkeit ließ mich einige Tage angenehm ausruhen, die Nähe des Vaters, das Vaterhaus erquickten mich wahrhaft; und doch konnte ich es mir nach wenig Tagen auch bei dem besten Willen nicht verbergen, ich fand mein altes Vaterhaus nicht wieder. Es war Alles nicht mehr wie sonst, aber ich hätte nicht sagen können, was denn eigentlich in den fünf Viertel Jahren anders geworden sei.

Ich wurde, ohne recht zu wissen weßhalb, ganz traurig, wenn ich mich in einer der Stuben allein befand; und doch war Vieles hübscher, eleganter geworden als zuvor. Meines Vaters Verhältnisse rundeten sich immer mehr ab; wir brauchten seit den letzten Jahren weit weniger für das Nothwendige des täglichen Lebens, es konnte also mehr für

die Annehmlichkeit desselben, und für die Ausschmückung des Hauses geschehen, das von den Schwestern ganz in dem Sinne und mit der Sauberkeit unserer Mutter gehalten wurde. Aber es war überall so still! so still in der Wohnstube, so still in der Eckstube, so still auf den Fluren und Treppen!

War mir die Familie schon vor dem Jahre klein erschienen, so dünkte sie mich das jetzt nur noch mehr. Statt der acht Kinder, welche sonst um die Eltern versammelt am Eßtisch gesessen hatten, waren wir nur noch unserer Viere bei dem Vater, denn ich hatte die Schwester, welche ich in Franzensbad gepflegt, nicht mit zurückgebracht, weil man sie im nächsten Sommer noch eine neue Kur brauchen lassen, und ihr den strengen Königsberger Winter ersparen wollte. Die große Wohnstube, in welcher wir immer zu vierzehn Personen am Tische gewesen, war für uns zu groß geworden, und man hatte sich daher neuerdings eines der andern Zimmer zur Wohnstube eingerichtet. Die Zimmer meiner Brüder standen schon seit Jahren leer, die Etage, welche meine Mutter zuletzt inne gehabt, war an eine fremde alte Dame vermiethet worden, auch meine Hangelstube hatte leer gestanden, und ich — ich

konnte mir das nicht wegläugnen, und eine gewisse Wehmuth darüber nicht von mir bannen, ich war selbst nur noch als ein Gast im Vaterhause, wurde nur als ein Gast, wenn auch als ein sehr willkommener betrachtet.

Die Meinen freuten sich Alle, Alle meiner Wiederkehr, sie hatten in meiner Abwesenheit empfunden, daß ihnen durch meine Entfernung doch ein belebendes Element verloren gegangen sei, und wie ich früher mit meinen Erzählungen und Einfällen oft Heiterkeit verbreitet hatte, so gab es auch jetzt bisweilen des Lachens kein Ende, wenn ich zu berichten anhub, was ich gesehen und gehört. Mein Vater saß dann sichtlich vergnügt, und still in sich hineinlachend, auf dem einen Ecksopha nahe am Ofen, darüber scherzend, welch ein dankbares Publikum ich an den Meinen hätte, aber es überraschte mich, daß er so viel bei uns im Zimmer war, daß er so oft auf dem Ecksopha saß. Und daß er die Nähe des Ofens suchte, daß er gelegentlich über Kälte in den Stuben klagte, war mir so fremd an ihm. Ihn hatte sonst nie gefroren, und wenn wir uns einmal über Kälte beschwert, hatte er uns seine lieben, warmen Hände hingereicht, und lachend gesagt:

„Warum friert mich nie?“ — Jetzt hatte er öfter kalte Hände, jetzt rühmte und liebte er die Wärme der Zimmer.

Er schien mir sehr gealtert zu haben, seit ich ihn vor fünf Monaten in Berlin zuletzt gesehen. Ich fragte die Schwestern, sie theilten meine Besorgniß, meinten aber, der Vater wäre schon im letzten Winter verändert gewesen, und habe sich nur in Berlin erfrischt gezeigt. Ich fragte den Hausarzt, auch er fand, daß der Vater gealtert habe, vertröstete mich jedoch damit, daß das Alter sich bei dem Einen früher, bei dem Andern später einstelle, ohne daß im erstern Falle einer besondern Befürchtung Raum zu geben sei; und als ich mich endlich mit dringendem Bitten und Forschen an den Vater selber wendete, lachte er mich aus. „Nun Du für Dich nicht mehr hypochondrisch bist, wirst Du es für mich!“ sagte er neckend, „laß mich damit aber ungeschoren. Mir fehlt Nichts als höchstens Sorgen. Ich habe sie mein Lebelang oft gehabt, nun ich sie los werde und weniger zu thun habe, weiß ich zuweilen nicht, was ich machen soll, und werde müde von dem vielen Lesen!“

Es lag darin etwas Wahres, aber es erklärte

den Zustand doch nicht, wie ich wünschte. Von materiellen Sorgen war der Vater wesentlich befreit. Er sprach mit uns gelegentlich sehr heiter davon, wie er allmählich seine Grundstücke verkaufen, sein Vermögen realisiren, nach Berlin ziehen werde, aber er machte sich dafür mehr noch als früher Sorge darüber, daß keine seiner Töchter verheirathet war, und selbst die guten Nachrichten, welche man von Moritz erhielt, erheiterten ihn nicht dauernd. Er hatte eben mit der alten Spannkraft offenbar auch die alte Leichtlebigkeit verloren.

Die Schwestern thaten für ihn, was sie konnten und wußten. Alle die Sorgfalt, welche früher der Mutter zugewendet worden, war jetzt auf ihn allein gerichtet, Alles hing an seinen Augen, und doch wünschte ich für ihn oftmals die Mutter zurück, doch kam mir bisweilen der Gedanke, daß es vielleicht gut für ihn gewesen sein würde, wenn er sich wieder verheirathet hätte. Töchter ersetzen einem Manne die Frau nicht. Der Mann, der an eine ihn befriedigende Ehe, an die Liebe einer Gattin, an die Hingebung eines Wesens gewöhnt ist, das keine Zukunft außer ihm hat, vermißt dies Eigenste ohne alle Frage immer und immer wieder! Ich machte

mir für mich selbst gar keine Illusion darüber, und ich war und blieb innerlich traurig, so sehr mein Vater sich an mir freute. Ich dachte immerfort an seinen Tod, und mußte mir das inzwischen doch als eine thörichte Besorgniß vorhalten. Aber die ruhige Zuversicht, mit welcher ich auf ihn und auf mein Vaterhaus, wie auf das Bestehen der Erde, wie auf Etwas hingeblickt hatte, das von je gewesen war und darum auch immerfort da sein würde, war von mir gewichen.

Ich hatte mich bis dahin zu dem Vaterhause wie ein Zugvogel zu seinem alten Neste verhalten. Ich war hin und hergewandert, und hatte mich immer darauf verlassen, daß der mächtige Eichbaum auf dem alten Platze festgewurzelt dastehen, und mir in seinen schützenden Armen mein Heimathnest bewahren würde, so oft es mich trieb, unter seinem sichern Dache Ruhe und Zuflucht zu suchen. Jetzt fiel es mir oftmals ein, der Baum könne gefällt werden, ich könne einmal die Stätte leer finden, auf dem er gestanden und sich über mich gewölbt, und weil der Gedanke mir das Herz zusammenschnürte, fragte ich mich dann: „Aber warum grade Er? warum Er?

der noch so stattlich dasteht und noch lange nicht an das Maaß der Jahre angelangt ist?"

Indeß je länger ich zu Hause verweilte, um so mehr dünkten mich die Befürchtungen, welche ich zu Anfang gehegt hatte, unbegründet oder doch mindestens übertrieben. Der Vater war stets wohlauf, fing sich nach meiner Meinung sichtlich zu erholen an, und ich sagte bisweilen scherzend: „Ich bin wie ein Stahlbad für den Vater und für Euch Alle, ich mache Euch munterer!"

Es wurde mir zu Liebe und zu Ehren Gesellschaft eingeladen, die alten Bekannten und meine besondern Freunde kamen wieder häufiger, das Haus belebte sich auf's Neue, und der Vater hatte das ersichtlich gern. Die Neigung und Theilnahme, welche man mir bewies, machten ihm Vernügen, es freute ihn, wenn man mit mir von meinen Arbeiten sprach, wenn Männer, die er hoch hielt, mein Urtheil gelten ließen. Ich lebte mich dadurch bald wieder in der Heimath ein, und hatte mich eigentlich nie so vollkommen zufrieden in derselben gefühlt; aber ich machte dennoch die Erfahrung, wie gut es sei, daß die Todten nicht wiederkommen können.

Wo ein Mensch seine Stelle verläßt, treten aus

Nothwendigkeit Andere für ihn ein, die Lücke, welche er unersetzlich offen gelassen zu haben wähnt, füllt sich aus, und wie nützlich er einmal gewesen, er findet selten für sich noch Etwas zu thun, wenn er zurückkehrt. Auch ich war im Wesentlichen in unserm Hause entbehrlich geworden. Meine Schwestern ersetzten mich, ich hatte mich für alle Theile dessen nur zu freuen, und dennoch that's mir wehe. Das war die Ungenügsamkeit des Menschenherzens, das war ein Suchen nach der Quadratur des Zirkels. Wer frei sein will, muß nicht unentbehrlich zu sein verlangen; wer sich selber leben will, muß es sich gefallen lassen, daß man sich auch ohne ihn einrichtet. Aber solche Erfahrungen sind nicht leicht zu machen.

Eine andere Erfahrung stand mir an unserm frühern Hausgenossen, an unserm Freunde Crelinger bevor. Er hatte mir in dem Jahre öfter und stets mit der alten Zuneigung geschrieben, er war auch der Erste unserer Freunde gewesen, der herbei gekommen war, mich zu begrüßen, und ich hatte ihn in den wünschenswerthesten Verhältnissen wieder gefunden. Er hatte große Geltung, einen bedeutenden allseitigen Einfluß erlangt, er machte sich ein Ver=

mögen, lebte und wohnte mit der Eleganz, an welche er früh gewöhnt gewesen, und war offenbar sehr zufrieden mit seiner Lage. Geistreich und liebenswürdig wie immer, bewies er mir Freundschaft und Aufmerksamkeiten aller Art, aber ich fühlte es mit Schmerz, er hatte zu mir nicht mehr seinen alten Ton voll offenem Vertrauen.

Ich konnte das nicht ertragen, gestand ihm das und bat ihn mir zu sagen, was ich gethan hätte, sein Zutrauen zu verscherzen. Anfangs wich er mir aus, dann sagte er einmal, als wir eine Weile schweigend bei einander gewesen waren, ganz urplötzlich: „Ich möchte wohl wissen, was Sie innerlich jetzt beschäftigt!"

Ich verstand dies Verlangen nicht. „Was soll mich denn beschäftigen außer meiner Arbeit, von der ich Ihnen ja gesprochen habe?" versetzte ich.

„Ich weiß es nicht!" wiederholte er, aber Sie haben sicherlich wieder irgend Etwas, was Sie für sich selbst behalten, was Sie uns zu verbergen für gut befinden!"

„Wie kommen Sie auf diesen Einfall?" rief ich lachend aus, „Sie, denke ich, könnten es am Besten

wissen, daß ich aus meinem Denken und Empfinden eben keine Geheimnisse zu machen pflege."

„Früher habe ich das allerdings geglaubt," sagte er bestimmt und ernsthaft, „seit ich aber die Erfahrung gemacht habe, daß Sie mit dem Anschein völliger Offenheit unter Ihren nächsten Freunden leben, und ihnen dasjenige verbergen konnten, was Ihr eigentliches Leben ausmachte, bin ich anderer Meinung geworden. Ich habe Sie täglich gesehen, täglich viel mit Ihnen verkehrt, und Sie haben Romane geschrieben, sind damit in die Oeffentlichkeit getreten, ohne daß ein Wort, eine Aeußerung die innern Erlebnisse kund gaben, welche jene Thatsachen Ihnen veranlaßt haben müssen. Das setzt eine Kraft des Willens und des Insichberuhens voraus, die ich bewundre, die mir aber, ich bekenne Ihnen das ganz ehrlich, unheimlich ist. Wo man den Grund nicht sieht, hat man die rechte Sicherheit nicht mehr!"

Ich war auf das Höchste betroffen und betrübt, denn es gab wenig Menschen, für welche meine Freundschaft ernster, zu denen mein Vertrauen fester gewesen wäre, und die sich mir persönlich zuverlässiger bewährt hatten, als eben dieser Mann; und doch

hatte ich ihm Nichts zu erklären, Nichts zu antworten, als daß mein Vater mir verboten, von meinen dichterischen Arbeiten zu sprechen, und daß ich ihm natürlich hätte gehorchen müssen.

„Ich weiß das," versetzte er, „und es ist sehr schön und tugendhaft von Ihnen, daß Sie Ihr Wort gehalten haben; aber es giebt viele Fälle, in denen die Sünde menschlicher liebenswürdiger als die Tugend ist; und man vergiebt weit leichter eine aus dem Drange des Herzens entsprungene Schwäche, als man sich von einer so auf sich selbst gestützten Gewissenhaftigkeit in Erstaunen setzen läßt."

Der Ausspruch, der aus der innersten Wesenheit unseres Freundes hervorgegangen war, that mir eben so wehe als Unrecht, denn Crelinger bedachte nicht, daß mein Vater kein Verehrer der liebenswürdigen Schwächen war, und sicherlich sich nicht geneigt gefunden hätte, mir eben in diesem Falle eine Uebertretung seines Gebotes zu Gute zu halten; und er bedachte ferner nicht, daß man frei sein muß, um frei nach dem Drange seines Herzens handeln zu können. Abhängigkeit macht bedächtig und lähmt den Erguß der Empfindung. Freundschaft und Liebe kommen deßhalb auch nur unter möglichst unabhän=

gigen und geistig freien Menschen zu ihrer höchsten Blüthe und Entfaltung.

Diese kleine Verstimmung zwischen uns ging indessen bald vorüber. Der männliche Stolz und die Eitelkeit, welche bei solchen Mißverständnissen unter Freunden verschiedenen Geschlechtes, oft ohne daß man sich dessen bewußt ist, die eigentlichen Friedensstörer machen, fanden sich in dem erneuten Beisammensein bald wieder beruhigt, denn der welterfahrene Mann hatte wieder reichlich Gelegenheit, sich mir überlegen zu fühlen. Er gewann mich schnell wieder lieb wie früher, da er mich nicht mehr zu bewundern brauchte, und ich war damit sehr wohl zufrieden.

Aehnlich, aber viel heiterer als diese Erfahrung mit unserm Freunde, war die Bemerkung, welche ich an einigen von den Frauen meines Umgangskreises zu machen hatte. Ihnen war ich, so lange sie mich auch kannten, mit einemmale zu einem Gegenstande der Neugier geworden. Sie verwunderten sich auch, nur in anderm Sinne wie unser Freund; sie verwunderten sich über meine Bücher, wie über das Bekanntwerden einer neuen Verlobung, die sie nicht vorausgesehen hatten, sie verwunderten sich, daß sie

mir gar Nichts angemerkt, und sie verwunderten sich eigentlich über Alles und immerfort, so lange ich zu Hause war.

Die Eine verwunderte sich, daß ich hätte Bücher schreiben können, da ich doch eine gute Wirthin sei, die Andern darüber, daß sie gar nicht gesehen, wie viel ich geschrieben, während sie mir doch gegenüber gewohnt. Diese war ganz erstaunt, daß ich mich aller früheren Verhältnisse — ich war die Ewigkeit von fünf Viertel Jahren von Hause entfernt gewesen — noch so deutlich erinnerte, Jene war noch viel erstaunter, wenn ich mich irgend eines Dienstmädchens nicht erinnerte, welches sie vor meiner Abreise in ihrem Hause gehabt hatte. „Mein Gott! Sie nähen und flicken noch?“ rief die Eine, wenn sie mich bei solcher Arbeit fand. „Nun freilich, zum Nähen und Stricken lassen Sie sich nicht mehr herab!“ meinte die Andre, wenn ich einmal zufällig müßig am Theetisch saß. Und bei alle dem Verwundern wunderte ich mich darüber, wie die fremde Meinung, für welche ich früher eine überaus große Empfindlichkeit gehabt, im Kleinen wie im Großen, im Geringfügigen wie im Bedeutenden, ihren Einfluß auf mich zu verlieren begann. Ich hatte ein eigenes

selbstständiges Dasein, eigene selbstständige Zwecke gewonnen, wußte was ich wollte und sollte, und auf welchem Wege ich mein Ziel zu suchen hatte; und wer das weiß, wird mit dem Urtheil der Leute gar bald fertig.

Man fand im Allgemeinen, daß ich zum Vortheil verändert, daß ich milder geworden sei.

Zu Hause lebte ich gute Tage. Ich hatte keine Störung irgend einer Art und konnte arbeiten nach Herzens Lust. Früher hatte der Vater es geschehen lassen, wenn ich schrieb, jetzt freute es ihn. Er kam bisweilen mitten in seinen Geschäftsstunden aus dem Comptoir herauf, setzte sich in meiner Hangelstube auf das Sopha, und fragte: „Nun was machst Du denn? kommst Du vorwärts?“ — Er stand dann wieder auf, sah mir über die Schulter in das Blatt, und wendete sich mit einem lächelnden: „Wo Du das Zeug nur Alles hernimmst!“ von mir ab, um wieder an seine Geschäfte zu gehen.

Ich vertiefte mich denn auch recht mit Genuß in meinen Roman, der mir um seines Stoffes, wie um der einzelnen Gestalten willen, immer mehr in das Herz wuchs. Es handelte sich in demselben um die sittliche Berechtigung der Ehescheidung, wenn

die Ehe aufgehört hat, eine Ehe im höhern Sinn des Wortes, das heißt: die durch gegenseitige Liebe und Werthschätzung nach allen Seiten förderliche Verbindung der Eheleute zu sein.

In dem Roman „Clementine" hatte ich darzuthun versucht, daß eine auf gegenseitige Achtung begründete Ehe, selbst dem Wiedererwachen einer frühern und berechtigten Liebe nicht geopfert werden dürfe. Jetzt wünschte ich es in dem Roman „Eine Lebensfrage" zu beweisen, daß die große Anzahl von Ehen, welche ohne innere Nothwendigkeit geschlossen werden, nur zu häufig den Keim zu einer unheilvollen Entwicklung in sich tragen, und wie das eheliche auf die bloße Gewohnheit und die kirchliche Erlaubniß begründete Zusammenleben von Mann und Weib eine Unsittlichkeit wird, wenn dieser Verbindung die Liebe abhanden gekommen ist.

Für einen Deutschen ist es aber fast unmöglich, das Thema von den sittlichen Zerwürfnissen innerhalb der Ehe zu durchdenken und abzuhandeln, ohne sich dabei der Wahlverwandtschaften zu erinnern, ohne sich mit seinem Für und Wider an sie anzulehnen; und nach der Schilderung, welche ich in diesen Blättern von dem Eindruck gegeben, den jene

große Dichtung in den verschiedenen Zeiten meiner Jugend auf mich gemacht, war es natürlich, daß auch ich mich auf ihren Grund und Boden zurückzog, um meine Sache innerhalb ihres Bereiches zu verfechten.

So hatte ich denn im ersten Bande der Lebensfrage eine Unterhaltung eingewoben, in welcher es sich um die oft erörterte Frage handelte, ob die Tendenz der Wahlverwandtschaften eine der Ehe günstige oder ungünstige, ob sie demnach eine im Sinne der bestehenden Moral und Sittengesetze sittliche oder unsittliche sei, und ob und welche Sünden in dem Romane begangen werden.

„Verbrechen werden allerdings in den Wahlverwandtschaften begangen!" sagt Alfred, der Held meines Romans. „Daß Eduard aus eigensinniger Laune auf eine Verbindung mit der einst geliebten Charlotte besteht, daß diese, ganz gegen ihre bessere Ueberzeugung, aus Eitelkeit nachgiebt, das ist das erste Verbrechen. Wenn dann die verständige Charlotte den Hauptmann, Eduard die zarte Ottilie liebt, so folgen sie nur dem Gesetz der Natur, die Ungleiches trennen, Zusammengehörendes verbinden will. Das fühlen Alle, und hier tritt der Fall ein,

in dem die Trennung einer Ehe, wie ich es nannte, zu einer hohen sittlichen That wird. Aber solche Thaten fordern Muth, fordern ein großes, sittliches Bewußtsein. Dieses hat keiner von Allen, die es haben müßten. Von dem Kinde Ottilie sind sie nicht zu verlangen; Charlotte hat die Einsicht, aber ängstliche Scheu vor dem Tadel der Welt, vor großem Aufsehen hält sie zurück. Der Hauptmann schweigt aus falschem Stolz, Eduard giebt nach aus kleinlicher Schwäche. Das sind die Verbrechen, die Sünden, welche in dem Roman begangen werden, das liefert sie Alle in die Hände der vergeltenden Nemesis, die hier, wie in der antiken Tragödie, furchtbar waltet."

„Ich stimme Dir ganz bei," sagte der Präsident, „und habe selbst oft gestrebt, Therese für diese Ansicht zu gewinnen. Ich wüßte kaum eine andere Dichtung, in der diese Idee so rein und vollendet ausgesprochen wäre."

„Denken Sie nur," rief Alfred, „Ottilie die Sanfte, Hingebende selbst, muß das Werkzeug werden zum Tode des Kindes, das aus der verbrecherischen Umarmung der Gatten entsprang. Sie stirbt verzweifelnd, Eduard folgt ihr nach. Charlotte steht

einsam zwischen den Gräbern aller Derer, die sie einst liebte; durch diese Gräber für immer von dem Hauptmann getrennt. Ihr wird das schwerste Loos, zur Strafe dafür, daß sie es gewesen, welche den Fluch bannen konnte, und aus selbstischen Rücksichten das Zauberwort verschwieg."

Soweit jenes Gespräch, das ich nur in der Absicht hierhersetze, um den Standpunkt zu bezeichnen, auf dem ich mich in jener Zeit befand, und die Ueberzeugung, aus welcher mein Roman entsprungen ist.

Es ist hier nicht meine Aufgabe, einen Abriß meiner frühern Arbeiten zu geben, oder ihre Eigenschaften zu beweisen und ihre Mängel zu entschuldigen. Sie sind fertig, sind da, die Kritik hat sie beurtheilt, das Publikum sie kennen gelernt. Mich haben sie gefördert, denn sie haben mich immer und überall zum ernstesten Nachdenken veranlaßt, sie haben meine Ueberzeugungen geklärt und festgestellt, und als ich so weit gekommen war, bin ich immer auch bemüht, und ist es mir ein unabweisliches Bedürfniß gewesen, dasjenige im Leben und in der That zu behaupten, was ich in der Dichtung als meine Ueberzeugung ausgesprochen hatte.

Ich habe daher in diesen Memoiren nur den Beruf, wenn es sich so fügt, über die Art meines Schaffens und über die Entstehung der einzelnen Gestalten, eine gelegentliche Auskunft für Diejenigen zu geben, welchen dieselben etwa lieb geworden und lebendig geblieben sind, und ich habe hauptsächlich den Zusammenhang zwischen meinem Leben und meinem Dichten zu erklären, wo dieser in ungewöhnlicher Weise in meinen Arbeiten vorhanden zu sein scheint, wie das bei der Lebensfrage und meinem persönlichen Lebenswege der Fall ist. Indeß als ich im Jahre vierundvierzig in der friedlichen Stille meiner kleinen Stube mit Seelenruhe und Behagen an meinem Romane arbeitete, war ich weit davon entfernt zu ahnen, daß ich Verhältnisse erfand, Schmerzen und Leiden darstellte, welche ich in weit höherem Maaße selbst zu durchleben haben sollte; daß ich die Freiheit der Selbstbestimmung vertrat, die ich einst für mich in Anspruch zu nehmen genöthigt sein sollte, ja daß es mir beschieden sein würde, mich schon ein Jahr nach dem Erscheinen meines Romanes, als Mitleidende in den Seelenkämpfen zu befinden, welche durch die Trennung einer nicht mehr glücklichen und darum nicht mehr aufrecht zu

10*

erhaltenden Ehe, veranlaßt wurden, durch deren Scheidung sich mein jetziges Dasein mit seinem Frieden und mit seinen Freuden aufgebaut hat.

Ich habe, wie man gelegentlich wohl geglaubt und gegen mich behauptet hat, in der Lebensfrage durchaus nicht „für Haus und Hof" gestritten, ich habe nach keinem Portrait oder Vorbilde gearbeitet, mich zu meinem Stoffe so objektiv als möglich verhalten, und dabei die große Genugthuung genossen, daß mein Roman, wider alle mein Erwarten, große Gnade vor meines Vaters Augen fand.

Ich hatte die Besorgniß gehegt, daß er weder mit dem Stoffe an sich, noch damit zufrieden sein werde, daß eben ich diese Tendenz vertrat, indeß mein Vater hatte nach wie vor die schöne Gewohnheit beibehalten, mit den Dingen fertig zu werden, und Nichts halb zu thun. Es war mir daher erfreulich und rührend, es zu sehen, wie er seine Autorität über mich völlig außer Acht ließ, wenn er es mit meinen Arbeiten zu thun hatte, wie er sich ganz allein an die Sache hielt, und mich ohne Abmahnung oder Antrieb meinen Weg suchen und wählen ließ.

Hatte ich einige Kapitel fertig, so las ich, was

früher nicht geschehen war, sie dem Vater am Abende nach seinen Comptoirstunden vor, und einmal forderte er mich auf, einem seiner Jugendfreunde, einem sehr gebildeten Kaufmanne, der mich seit meiner Kindheit kannte, ein Bruchstück aus dem Romane „zum Besten zu geben" als derselbe uns eines Abends besuchte.

Ich mußte dazu einige Scenen wählen, in denen die Schauspielerin Sophie Harcourt die Hauptperson machte, und in denen „viel vorging"; denn der Vater interessirte sich bei einem Roman wesentlich nur für das, was in demselben an Handlung enthalten war. Eben so hielt er nicht viel von den in sich fertigen Gestalten, von den idealen Charakteren. Sie waren niemals sein Geschmack, und in diesem Punkte theilte und theile ich seine Neigung. Es sind nie die sogenannten Ideale gewesen, welche zu erschaffen und auszuführen mir die meiste Freude gemacht hat, weil sich in der Regel ihres Gleichen in der Wirklichkeit nicht findet. Jene Figuren, welche das absolute Laster oder die absolute Tugend in sich darstellen, sind mir schon in den frühen Zeiten, in welchen ich mich, mit mühsam aufrecht erhaltener Geduld, durch die zwölf dicken Bände, und durch die saubern Kies-

wege des Grandison durchkämpfte, eben so unwahr als langweilig vorgekommen.

Nicht weniger unwahr und nicht weniger langweilig als Grandison sind mir aber auch jene vollendeten Tugendheldinnen, jene idealischen Weiber, jene weiblichen, sogenannten unverstandenen Seelen erschienen, welche in der Zeit, in der ich zu schreiben begann, aus Frankreich in unsere Romane eingeführt worden waren, und gegen die ich, nachdem ich eine Weile mit einfältiger Bewunderung an sie geglaubt hatte, bald einen wahren Abscheu empfand.

Es war etwas Ueberraschendes, etwas Gewaltiges in der dreist und feurig ausgesprochenen Leidenschaft, in welcher Frankreichs erster lebender Dichter Georg Sand uns die Frauengestalten hinstellte, deren große Herzen die Männer nicht zu schätzen vermochten, und die zu keinem Frieden und zu keinem Glück gelangen konnten, weil sich nie ein Mann vorfand, der solch ein Herz zu würdigen und zu verdienen im Stande gewesen wäre. Ich selbst trug mich in jenen Tagen freilich auch mit dem Glauben herum, daß mein Herz und ich nicht verstanden und nicht gewürdigt würden, weil der Mann, den ich liebte, mich zufällig nicht wieder geliebt hatte, wie ich es wünschte;

und so lange ich noch verwirrt genug, und genug in meiner Leidenschaft befangen war, um lieber ihn, als meine Verblendung anklagen zu wollen, schwärmte ich, so gut wie die Andern, für die unverstandenen Frauenseelen und fand ich eine große Befriedigung darin, mich zu ihnen zu zählen, mich mit ihnen in den Himmel erheben, und die Männer, die uns verkannten, verurtheilen zu dürfen.

Es war so unendlich viel poetischer, sich in die Kategorie der leidenden Erhabenheit einzureihen, sich einer Gemeinschaft von stillen Heiligen einzuverleiben, als ein Mädchen zu sein, das leider unverheirathet geblieben war! Und so groß war damals meine Begeisterung grade für diese Frauengestalten, für diese großen weiblichen Herzen in George Sand's Romanen, für die Frauen, die in Lelia und in Leo Leoni immer frisch darauf los liebten, auch wenn man sie mit Füßen trat, daß ich über dieser Unwürdigkeit und Unwahrheit fast alles das wirklich Große und Bewunderswerthe übersah oder doch geringer schätzte, was George Sand besitzt, wo er sich auf dem Boden der Wahrheit und der Wirklichkeit befindet. Erst viel später, als ich seine Irrthümer völlig begriffen hatte, bin ich mit richtigem

Sinne ein Bewunderer von ihm geworden, aber, so oft auch Personen, welche George Sand und mich in unsern Arbeiten nicht recht gekannt haben müssen, mich mit ihm zu vergleichen und mich als seinen Nachahmer zu bezeichnen geliebt haben, bin ich dieses Letztere doch niemals gewesen, und habe es nicht sein können. Dazu waren der Boden, von dem wir Beide ausgingen, dazu waren unsere Anlagen und unsere religiösen und socialen Anschauungen schon viel zu sehr von einander verschieden. Und wie voll und unbedingt ich seine Meisterschaft auch anerkenne, das Recht, meine Erkenntniß und mein Irren, mein Gelingen und mein Mißlingen mir selber als mein Eigenthum zuzuschreiben, das darf ich nach diesen Bekenntnissen unbedenklich für mich in Anspruch nehmen.

Meine blinde Verehrung für George Sand währte geraume Zeit; denn der ausländische Dichter hat vor dem heimischen den Vorzug voraus, daß man ihm nicht so bequem nachkommen, daß man ihn nicht so leicht kontrolliren kann, und ihm deßhalb bereitwilliger vertraut. Was ich Georg Sand lange genug auf sein beredtes Wort geglaubt hatte, das glaubte ich der Gräfin Hahn-Hahn, als diese

unter uns auftrat, nicht mehr auf ihr Wort. Ich war einige Jahre älter, war ruhiger und reifer geworden, hatte meine Irrthümer erkennen, und mit mir fertig werden lernen; und wenn die erhabenen Herzen aller der Gräfinnen in den Hahn-Hahnschen Romanen mir Anfangs auch noch so sehr imponirten, so lag das im Grunde nicht allein in der idealischen Vollkommenheit dieser Gräfinnen, sondern zum Theil auch in gewissen äußern Anreizen.

Für uns Bürgermädchen und für die Frauen des Bürgerstandes überhaupt, die wir auf Arbeit und Beschränkung angewiesen sind, hatte der völlige Müßiggang der vornehmen Damen in den Hahn'schen Dichtungen etwas Bezauberndes. Bei George Sand war das ganz anders. Genéviève machte Blumen von früh bis spät, Pauline nähte in ihrer einsamen Provinz, die Herbergsmutter in den Compagnons du tour de France arbeitete was Zeug hielt. Es war das ein gutes bürgerliches Element in George Sand, und die Frauen liebten doch auch ehrlich, und gingen ehrlich an ihrer Liebe zu Grunde, wenn es eben nicht anders sein konnte. Bei der Gräfin Hahn-Hahn war das aber anders. Erstens liebten in der Regel nur Gräfinnen, und die Liebe

wurde dadurch gewissermaßen zu einem aristokratischen Vorrecht erklärt, zweitens wollten die Gräfinnen immer nur sehr lieben, konnten es aber nie recht zu Stande bringen. Sie waren hauptsächlich für das Geliebtwerden auf der Welt, sie vertraten in der modernen vornehmen Gesellschaft die Madonnen, und warfen nur gelegentlich, wie etwa die Maria von Gemund dem armen Violinspieler den goldenen Pantoffel ihrer Liebe zu, jedoch immer mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, nicht, wie die ehrliche Madonna von Gemund, den zweiten Pantoffel im Nothfall nachzuwerfen, sondern vielmehr fest entschlossen, den ersten Pantoffel stracks zurück zu nehmen, wenn sie ihn etwa anderweit gebrauchen sollten.

Dies Manövre und diese Tendenz begriff ich aber Anfangs so wenig, als die große Masse unserer andern Frauen. Die Romane Ilda Schönholm und der Rechte erschienen mir höchst bewundernswerth. Wenn ich in der Hangelstube saß, und auf die Nachbarhäuser und die Nachbarn gegenüber blickte, auf den Materialhändler und den Klempner, und dabei an den Mittag dachte, und ob die Köchin auch Nichts verderben werde; oder wenn ich Abends zur Gesellschaft die Männer um mich hatte, die müde gear-



beitet und voll mancherlei Sorgen waren, und denen es gar nicht einfiel mich zu lieben, so dünkte es mich gar zu beneidenswerth, wenn die Romangräfinnen im rosa Mousselinkleid mit schwarz seidenen Schuhen auf der Plattform des Mailänder Domes saßen, auf das Land und auf die schneebedeckten Alpen schauten, und keine Sorgen hatten und obenein über alle Maßen geliebt wurden! Dazu waren alle Romane der Gräfin Hahn äußerst spannend, und die Welt, in welcher sie sich bewegten eine mir damals noch fremde und sehr anziehende. Gab man die Grundlagen der Charaktere zu, so waren sie mit Meisterschaft durchgeführt, die Reflexionen der Gräfin hatten etwas Blendendes, ihre Empfindungen waren bisweilen tief, sie war in jedem Betrachte ein großes Talent; aber schon bei ihrem dritten Romane, bei der Faustine, wurde ich mißtrauisch gegen sie, und bekam ein ehrliches Mitleid mit den Männern.

Ich konnte es gleich Anfangs nicht begreifen, weßhalb Faustine in das Kloster gehen muß; und als ich dann im Sommer von vierundvierzig in Teplitz die Faustine zum zweitenmale las, fiel es wie Schuppen von meinen Augen. Es war mir, wie vor jenen Jahrmarktsbildern, welche eine schön

geputzte Dame darstellen, und die, wenn man sie umklappt, Nichts sind, als ein grauenvolles Skelett. Fast ohne es zu wollen, setzte ich mich nieder, und schrieb mit dem heftigen Zorn des Neubekehrten, der sich gegen das von ihm angestaunte Götzenbild erhebt, eine Kritik des Romanes. Es lag für mich etwas so Ungesundes, Unwahres darin, daß Faustine, die angebetete Gattin eines edlen, von ihr heißgeliebten und sie zärtlich liebenden Mannes, die Mutter eines „göttlichen Knaben", die gefeierte Künstlerin, gar Nichts mit sich und mit dem Leben anzufangen weiß, als in das Kloster bei den vive sepolte einzutreten, weil sie: „anbeten, immerfort anbeten will!"

Ich mochte diese Rezension aus vielen Gründen aber nicht unter meinem Namen drucken, eben so wenig, da ich dies nie gethan, sie anonym erscheinen lassen, und sie blieb deßhalb liegen, und wurde niemals gedruckt. Ich fing von da ab jedoch an, die Werke der Gräfin Hahn mit offenen Augen zu betrachten, und mein Widerwille gegen die weibliche Selbstsucht und gegen die Herzlosigkeit, welche in jedem ihrer Romane sich dreister und heuchlerischer zugleich, kund gaben, stieg von Jahr zu Jahr, weil

ich von Jahr zu Jahr die Verblendung wachsen sah, welche sie in den Köpfen und in den Herzen einer Menge von Frauen anrichteten.

Sie wollten mit einemmale Alle, jung und alt, mehr und mehr geliebt werden und vergaßen, daß im Lieben Glück liegt. Jedes alternde Mädchen, das mit seiner Haltlosigkeit nicht fertig werden konnte, jede Frau, in deren Klaviergeklimper der beschäftigte Mann keine Offenbarung zu erkennen vermochte, steifte sich zur unverstandenen Seele auf; und Frauenzimmer, welche die Männer eben so wenig kannten als ihr eigenes Innere, nahmen die müßigen, bald rohen, bald schwärmerisch anbetenden, meist aber völlig charakterlosen gräflichen Helden der Gräfin, für die Typen des männlichen Geschlechtes, dem sie sich eben deßhalb auf sehr billige Weise überlegen und über das sie sich erhaben fühlen konnten.

Ich habe in den Jahren von achtzehnhundert vierundvierzig bis siebenundvierzig, in welch letzterem ich die „Diogena" schrieb, zehnmal die Feder angesetzt, um einmal auszusprechen, wie ich diese Richtung verdammte; aber ich dachte immer, es findet sich wohl ein Anderer, der es sagt, und habe geschwiegen, bis in dem Roman „Sibylle", nach meinem Empfinden,

die Herzlosigkeit und Verschrobenheit ihren Höhepunkt erreicht hatten, und bis ich auch diesen Roman von den Frauen in ihr Credo aufgenommen fand.

Ich konnte die Phrase: „Eine immense Seele aber leer", „une âme immense mais vide", mit welcher Sybille bezeichnet wird, und die beiläufig der Lelia oder dem Leo Leoni wörtlich entlehnt ist, nicht aus den Gedanken verlieren; sie ärgerte mich von früh bis spät. Wie man aber wohl geneigt ist, seinem Zorn und seiner Empörung einmal mit einem heftig ausbrechenden Worte Luft zu schaffen, so war es eine Art von Selbsthülfe, welche ich mir in der „Diogena" bereitete, während ich es als ein gutes Werk ansah, Andern sichtbar zu machen, was ich selber zu sehen gelernt hatte. Es ist Nichts dagegen zu sagen, wenn Jemand einen Handel mit Gift treibt, sofern er über seine Thüre schreibt: Hier wird Gift verkauft! Wer aber vorgiebt, Nahrungsmittel feil zu halten und vergiftet diese, der ist, wie strafbar er auch sein möge, sicherlich nicht gefährlicher und nicht strafbarer, als Derjenige, der den nackten Egoismus auf den Altar der Liebe setzt, und der den Frauen Selbstsucht und Selbstvergötterung predigt, welchen man Liebe und Hingebung

als ihr schönstes Vorrecht, und als den sichersten Weg zu ihrem Glück darzustellen hat. — Und neben dieser innern Unsittlichkeit in den Romanen der Gräfin Hahn, war der geschmacklose Leichtsinn, mit welchem die deutsche Sprache gehandhabt und in einen wahren Mischmasch von Fremdwörtern verwandelt wurde, in meinen Augen eine wahre Sünde gegen den heiligen Geist unserer edlen Muttersprache; eine Sünde, gegen welche man um so mehr einzuschreiten hatte, da es sehr verlockend für die Halbbildung war, sich durch den Gebrauch des Salon-Jargons die Allüren der Vornehmen anzueignen.

Ich komme wohl im weitern Verlauf dieser Memoiren auf den Zeitpunkt und auf die Umstände, unter welchen ich die „Diogena" schrieb und veröffentlichte, noch einmal zurück.

Achtes Kapitel.

Meine Arbeit schritt bei dem ruhigen Leben im Vaterhause schnell genug fort, aber ich konnte es mir nicht verbergen, daß die geistige Freiheit, welche mein Vater mir ließ, mir im Grunde nicht viel frommte, denn je länger ich zu Hause war, je deutlicher fühlte ich, daß ich bei dem Arbeiten wesentlich daran dachte, ob mein Vater damit zufrieden sein, ob es eben ihm gefallen und nicht etwa gegen seine Meinung irgendwie verstoßen würde.

Während ich keine Menschenfurcht hegte, wo es galt, meine Ueberzeugungen durch die Presse kund zu geben, fühlte ich mich vor dem Vater stets wie ein Kind befangen, denn sein Mißfallen oder sein Beifall, waren noch immer Dasjenige, was ich am meisten fürchtete und ersehnte.

Auf der einen Seite gereichte mir dieses beständige Hinblicken auf meinen Vater sicherlich zum

Vortheil, denn es machte mich gemessen und vorsichtig, aber wer frei schaffen will, muß sich an die Sache selbst, und nicht an das spätere Urtheil über das Geschaffene halten. Ich verlor denn auch, je länger ich zu Hause lebte, mehr und mehr von der Unbefangenheit, Frische und Zuversicht, welche mich fern von der Heimath beseelt hatten, und ich fand mich oft geistig, ohne daß ich hätte sagen können wodurch, von den Schranken des väterlichen Hauses eingeengt. Zudem war ich der einzige weibliche Schriftsteller in meiner ganzen Vaterstadt, hatte in dem Kreise, der mich umgab, Niemand, der gleiche oder ähnliche Zwecke verfolgte, und in dem Bestreben, mich heiter und aufrecht zu erhalten, ermüdete ich mich, und ward wehmüthig und elegisch gestimmt, was mir gar nicht frommte.

Vor Allem war das am Weihnachtsabende der Fall. Wir waren unserer nur noch so Wenige beisammen. Wir sahen uns verstohlen darauf an, ob das unsere Stube, unser Haus, ob wir selbst es denn noch wären, die sich einander gegenüber standen?

Ich dachte, während wie sonst die Lichter hell und lustig brannten, an die Zeiten zurück, in denen

bei geringen und nur auf das Nothwendige beschränkten Gaben, kaum Platz für uns in dem großen Wohnzimmer gewesen war. Ich erinnerte mich, wie wir einst den Weihnachtsabend mit Leopold gefeiert, wie viel Lachen und Scherz und Uebermuth es sonst an diesem Abende gegeben, wie die Eltern Beide so glücklich über unsere Freude gewesen waren — nun war das Alles anders!

Der Vater war mit uns allein, es wurde ihm nicht mehr so schwer uns eine Bescheerung zu bereiten — aber es waren keine Kinder, es waren nur noch erwachsene Töchter im Hause, und es jubelte Niemand mehr. Die Zeit der unermeßlichen Kinderfreude war vorüber, der Schmerz war über uns Alle schon hinweg gegangen, wir hatten die Trennung kennen lernen, und die Endlichkeit des Menschen begriffen. Unsere Gedanken waren nicht mehr ausschließlich bei dem Weihnachtsbaum. Sie waren in die Ferne, in die Vergangenheit, in die Zukunft gerichtet, das Vaterhaus war uns nicht mehr die ganze Welt, der Augenblick machte nicht mehr ausschließlich sein Recht über uns geltend wie früher, er nahm uns nicht mehr gefangen.

Wir dachten an die Mutter, die nicht mehr bei

uns war, wir dachten an Moritz, der einsam im fernen Asien sicherlich mit Sehnsucht sich zu uns träumte, wir dachten an die Geschwister in Berlin, die den Abend in fremden Familien, an unsere Schwester, welche ihn in Breslau im Hause unseres Onkels zubrachte, und Jeder fragte mich: „Wo wirst Du am nächsten Weihnachtsabende sein? Mit uns wirst Du ihn wohl sobald nicht wieder zubringen.“ — Nicht mehr! Nicht wieder!

Es war unverkennbar, die Familie hatte angefangen sich in selbstständige Existenzen aufzulösen. So nothwendig und natürlich dies auch überall ist, hat es doch, wo immer es sich ereignet, seine schmerzliche Seite, und der Vater empfand diese, ohne alle Frage, sehr tief, wenn gleich er sich niemals darüber äußerte.

In jedem Betrachte von der höchsten Selbstlosigkeit, munterte er auch mich fortdauernd auf, die Welt zu sehen, und da ich mir das Geld dazu erarbeitet hatte eine Reise zu machen. Er scherzte mit mir darüber, daß es Zeit für ihn werde, sich von seinem Geschäfte zurückzuziehen, da er nun bald fünf Kinder auswärts, und damit alle seine Zeit zum Briefeschreiben nöthig haben werde, und er

gefiel sich darin, mit mir die Landkarte vorzunehmen, und die Reiserouten zu durchdenken, welche ich etwa wählen könne.

Ich schwankte lange zwischen einer Reise nach Frankreich und einem Aufenthalte in Italien, und neigte eigentlich mehr für die Erstere, weil mir die Sprache geläufig, die Geschichte des Landes vertraut, die französische Literatur mir damals noch vorzugsweise lieb war, und weil ich von Jugend an mich oftmals mit dem Wunsche getragen hatte, Paris zu sehen, den Boden zu betreten, auf welchem die Revolution sich vollzogen, die Stätten zu schauen, an welche die großen, historischen Namen sich knüpften, und die Pariser Gesellschaft kennen zu lernen, von deren geistigem Gehalt und von deren Anmuth ich mir die lebhaftesten und daneben sehr idealistische Vorstellungen gemacht hatte.

Im Ganzen theilte mein Vater, der Frankreich eben so wenig kannte als ich, diese Ansicht, aber Heinrich Simon, dem ich von meinem Vorhaben geschrieben, rieth mir fortdauernd, mich nach Italien zu wenden. Er hatte Frankreich besucht, Italien bis Genua und Venedig bereist, und wiederholte mir beständig, daß ich von Italien weit größere

Förderung und viel höheren Genuß zu erwarten habe, als von Frankreich. Was Paris sei, das könne ich mir vorstellen, wenn ich mir das Leben einer modernen Stadt auf das Höchste potenzirt denke, was italienischer Himmel, was die südliche Natur sei, was es heiße in südlicher Luft am Rande des Mittelländischen Meeres eine Mondnacht zu verträumen, das könne ich nicht ermessen; und nun unsere Ideen erst einmal auf Italien gelenkt worden waren, wirkte neben dem Zauber, welchen die bloße Nennung des Südens auf den Nordländer ausübt, auch der oft ausgesprochene Wunsch meines Vaters, Rom, und vor Allem Pompeji und Herkulanum gesehen zu haben, bestimmend auf mich ein. Aber auch diese Aussicht erhielt ihren trüben Schleier durch den Gedanken, daß mir so nahe und so erreichbar war, was meinem Vater nicht vergönnt gewesen, und was zu genießen er, so weit man es berechnen konnte, keine Wahrscheinlichkeit hatte.

Indeß die Sache blieb in Königsberg noch ganz unentschieden; mein Vater ließ mir freie Wahl, und nur die eine Bedingung stellte er mir, daß ich nicht allein reisen, sondern mir eine Begleitung suchen, oder mich an eine Familie anschließen solle, damit

er über mein Ergehen nicht in Sorge zu sein brauche. Eine solche Begleitung war in Berlin voraussichtlich nun weit eher zu finden, als in meiner Heimath. Wollte ich nach Italien gehen, so mußte ich nothwendig etwas Italienisch lernen, und da ich im Januar meinen Roman beendet und zum Drucke geschickt hatte, so setzten wir es fest, daß ich nun wieder nach Berlin zurückkehren, und dort die nöthigen Schritte zur Vorbereitung einer Reise thun solle. Zugleich hatte ich vom Vater die mir ganz unschätzbare Erlaubniß erhalten, mir bis zu meiner Abreise von Berlin eine eigene Wohnung nehmen und allein leben zu dürfen, da der Aufenthalt in einem Pensionshause, inmitten wechselnder Kostgänger, mir nachgrade zu lästig geworden war.

So kam denn die zweite Hälfte des Januar heran, und das Herz wurde mir bei dem Gedanken, mich wieder von dem Vater zu trennen, schwer und schwerer, wie lockend auch die Aussicht auf die Reise vor mir stand. Freilich schrieb ich ihm, wenn ich fern von ihm war, fast an jedem Tage, und sendete auf diese Weise alle vierzehn Tage fast ein Bändchen Geschriebenes an ihn ab, da es mir Herzens- und Gewissenssache war, mit ihm im engsten Zu-

sammenhange zu bleiben, und ihn Theil haben zu lassen an Allem was mir zufiel und was ich genoß; aber ich hielt mir es beständig vor, daß er nicht ewig leben werde, und wie es mir sein würde, wenn ich mir einmal sagen müßte: alle die Zeit hättest du bei ihm sein, ihn sehen und erheitern können, und darauf hast du unnöthig und freiwillig verzichtet.

Diesen Empfindungen folgte dann wieder die Ueberlegung. Der Vater hatte ja eben seine Freude daran, daß ich vorwärts kam, daß es mir wohl ging, daß ich in der Welt lebte. Die Schwestern hatten mir so oft geschildert, wie der Vater sich an meinen Briefen erheitre, wie er schon einige Tage vorher davon spreche, daß nun bald mein Brief eintreffen werde, und wie jede Anregung, welche ihm durch mich und die Brüder komme, ihn besser als alles Andere zerstreue und unterhalte. Auch aus der Ferne konnte ich ihm also Freude bereiten, und ich hatte es sehr früh begriffen, daß der Einzelne der gesammten Familie am nachhaltigsten nützt, wenn er sich selber vorwärts bringt. Familien, die im Zusammenbleiben ihr höchstes Glück und ihre Aufgabe sehen, bringen es in der Regel eben deßhalb in der Welt zu Nichts, und sehen das Glück,

das sie sich zu erhalten wähnen, mit der Zeit sich trüben und zu Wasser werden, wie Schnee im Frühling.

Wollte ich den Meinen wirklich Etwas sein, ihnen wirklich einmal eine Förderung und Stütze werden, so mußte ich den Boden gewinnen, auf dem ich fußen konnte, so mußte ich eine Stellung erwerben, die mich befähigte ihnen einen Anhalt zu bieten; und das zu erreichen, war für mich in der Heimath keine Aussicht — das zu erreichen mußte ich fort. Es war auch zwischen mir und meinem Vater nun ein für allemal entschieden, daß ich in jedem Falle künftig Berlin zu meinem Aufenthaltsorte machen sollte, und wir getrösteten uns, daß es ihm möglich sein werde, sich in nicht allzuferner Zeit ebenfalls dort anzusiedeln, wo er und wir uns dann ein neues Vaterhaus zu gründen hofften.

Der Januar ging auf diese Weise zu Ende, ehe wir uns dessen versahen, der Februar stand vor der Thüre. Für den Morgen des ersten Februar hatte ich meine Abreise angesetzt. Der Winter war im Allgemeinen mild gewesen, der Morgen des ersten Februar war naß. Es fiel Schnee und dazwischen regnete es, als ich vor unserer Thüre mit dem Vater

in die Droschke stieg, die mich nach der Post fahren sollte. Die drei Schwestern begleiteten uns bis auf den Wolm, wir hatten friedliche Tage mitsammen verlebt, und ich kam ihnen halbwegs rührend vor, weil ich wieder in die weite Welt gehen, und ganz für mich selber sorgen wollte.

Der Vater war äußerlich gefaßt und heiter wie immer; Abschied zu nehmen bewegte ihn zwar, aber er verbarg dies stets. Er gab mir während der kurzen Fahrt nach der Post noch verschiedene Aufträge für die Geschwister in Berlin, und wir überlegten, daß, wohin ich mich auch zu reisen entschließen würde, ich vor fünf Viertel Jahren kaum zurückkehren könne.

„Vielleicht hast Du Deine Häuser in Königsberg und Memel dann schon verkauft, Dein Geschäft schon aufgelöst, und erwartest mich in Berlin!“ sagte ich hoffnungsvoll. „So rasch wird das nicht gehen! Du findest mich sicher noch hier,“ entgegnete mir der Vater. — Dann legte er mir noch die Pflicht auf, Moritz beständig an dem Gedanken einer Rückkehr nach Europa festzuhalten, und als wir uns in der Passagierstube befanden, waren Personen da,

welche noch gekommen waren, mir Lebewohl zu sagen, so daß ich den Vater nicht mehr allein sprach.

Der Postillon stieß endlich in sein Horn, der Condukteur nöthigte einzusteigen. Ich hatte einen Eckplatz im Cabriolet. Der Vater umarmte mich mit seiner vollen Liebe. Er half mir in den Wagen, nahm unserm wartenden Hausknecht mein Handgepäck ab, reichte mir Alles selber zu, und legte mir den Fußsack um. Es waren lauter Liebesdienste, die ich noch von ihm empfing.

Dann, als der Wagenschlag schon zugemacht worden war, stieg er noch einmal auf das Rad, sein liebes graues Haar flog an den Schläfen leicht im Winde, aber er sah, wenn schon bewegt, doch frisch und schön aus, und mir noch einmal die Hand gebend und mich mit seinen lieben klaren Augen anblickend, sagte er: „Sei vorsichtig, Fanny! mit Deiner Gesundheit und im Ganzen, und schreibe so oft wie bisher!“

Ich konnte Nichts als weinen und ihm die Hand küssen, und ich sagte: „Ich danke Dir für Alles!“ — „Kind!“ rief er freundlich und als verstände sich Liebe und Güte bei ihm so von selbst, daß es des Dankens dafür nicht bedurfte.

„Wir müssen fort! Herr Stadtrath!“ erinnerte der Condukteur.

Mein Vater stieg hinunter. Der Wagen setzte sich in Bewegung, der Vater grüßte mich mit Kopf und Hand. Zum letzten Male sah ich seine lieben Augen mir leuchten, zum letzten Male erblickten meine Augen sein schönes, mir so heiliges und unaussprechlich theures Antlitz.

Wir fuhren davon!

Fünf Viertel Jahre später, als der blaue Himmel Neapels sich über mir wölbte, entriß uns ein plötzlicher Tod den Vater, der, als er starb, noch sein neunundfünfzigstes Jahr nicht zur Hälfte zurückgelegt hatte.

Und wie seine letzten Worte bei unserm Scheiden Liebe, und mein letztes Wort zu ihm ein Dank gewesen sind, so steht heute sein Angedenken noch fest in mir aufgerichtet, und wird nicht in mir untergehen, so lange meine Sinne und Atome zusammenhalten. Gesegnet sei sein Andenken!

Leben aber und älter werden, heißt, auf viele Gräber niedersehen!

Neuntes Kapitel.

In Berlin hatte ich mir zunächst eine Wohnung zu suchen, das war aber bei meinen damaligen Verhältnissen keine schwierige Aufgabe, denn meine Mittel waren sehr beschränkt, ich hatte sie für die Reise zusammenzuhalten, und wußte also, daß ich mich bescheiden müsse. Wenn ich übrigens die Wohnung nur für mich allein haben konnte, und sicher davor war, nicht mehr wie im Hause der Verwandten, bei der ich gelebt hatte, die ganz zufällige und mir unerträgliche Gesellschaft halbgebildeter englischer und amerikanischer Kostgänger und Kostgängerinnen in den Kauf nehmen zu müssen, so war mir alles Andere ziemlich gleichgültig. Oder vielmehr, ich war entschlossen, auf alles Mögliche zu verzichten, wenn ich nur nicht mehr Rücksicht auf Menschen zu nehmen brauchte, deren hohle Anmaßung mich in jedem Augenblicke verletzte, ohne daß

ich sie nach Gebühr in ihre Schranken zurückweisen durfte.

Während ich mich nach einer Wohnung für mich umsah, fand sich das Angebot einer solchen in der Zeitung. Zwei Zimmer, von einem und von zwei Fenster, ein Schlafkabinet dazu, eine Treppe hoch, in der Markgrafenstraße dicht am Gensd'armes-Markte — das klang eigentlich viel zu prächtig für mich. Ich ging jedoch hin sie anzusehen und fand was ich bedurfte; denn das Haus war so verfallen, die Treppe so schmal und finster, die Stuben so unansehnlich, die Dielen so ausgetreten und die abgenutzten Wände standen so kahl da, daß mir des Wiener Humoristen Castelli heitere Schilderung der „meublirten Wohnungen" unwillkürlich dabei einfiel. Einen hohen Preis für dieses Quartier zu fordern war nicht möglich, wir wurden also bald Handels einig, und ich suchte mir zu helfen, wie es eben ging. Ich war das schlechte Wohnen, das Entbehren der Behaglichkeit nun schon gewöhnt, und aushaltbar kann eine Frau sich's fast an jedem Orte machen.

Ich that die schlechtesten Möbel in die einfenstrige Stube, um sie in ein Entree zu verwandeln, ließ

die beiden wurmstichigen Schränke in den finstern Winkel bringen, welcher in der Anzeige als Schlafkabinet figurirt hatte, in dem zu schlafen aber eine heimliche Art von Selbstmord gewesen wäre, und beschränkte mich auf die Mittelstube, in welcher ich mit einem Schlafsopha, einem Schreibtisch und einigen andern Stücken, die ich mir in Berlin schon vorher allmählig angeschafft hatte, etwas herrichtete, das einem freilich sehr bescheidenen Wohnzimmer einigermaßen ähnlich wurde.

Ein junger mir befreundeter Bildhauer schenkte mir eine Haut-Relief-Copie von dem Schlüterschen Kopf des großen Kurfürsten und machte mir sein Werk selbst an der Wand fest. Es war das erste kleine Kunstwerk, das ich besaß, und ich habe es als solches und als Andenken an jene Tage treulich in Ehren gehalten und aufbewahrt. Meine Geschwister gaben mir ein Paar Blumenstöcke, die ich an das Fenster setzte, und damit war meine eigene Häuslichkeit begründet.

Mittags brachte man mir mein Essen in meine Stube. Die Wirthin, eine schlichte ununterrichtete Frau, sie war die Wittwe eines Burgemeisters aus irgend einer kleinen märkischen Stadt, hatte es über-

nommen mich zu speisen, aber eingedenk der Belästigung, welche eine nicht selbstgewählte fremde Tischgenossenschaft mir stets gewesen war, hatte ich es mir ausgemacht, allein zu essen, und setzte mich dann zum erstenmale ganz allein an meinen Tisch. Das Tischzeug, das Geräth, das Essen, Alles war sehr schlecht. Zu Hause war es anders; aber ich nahm mir vor, daß ich es einmal auch in meinem Hause, bei mir, ganz anders haben wolle, und ich war so fest entschlossen und so überzeugt dies Ziel zu erreichen, daß es mir halbwegs Vergnügen machte, mit so viel Unbequemlichkeiten an dasselbe zu gelangen, und daß ich auf die Mittel und die Opfer nicht achtete, die mich an dasselbe bringen sollten.

Abends jedoch, als mein Bruder, der bei mir gewesen war, mich verließ, als ich hinter ihm die Thüre abschloß, die nach dem Hausflur führte, und ich mich in den drei leeren, einsamen Räumen zu Bette legen mußte, ward mir bange, denn die Wohnung hing nicht direkt mit den Stuben der Wirthin zusammen, und ich kam plötzlich zu der Empfindung des Alleinseins. Ich untersuchte die Thüre noch einmal, denn ich dachte an Diebe. Als ich sie fest verschlossen fand, überlegte ich, wie ich von aller

Hülfe abgeschnitten sei, falls mir Etwas zustoßen sollte, und ich fühlte mich traurig.

Diese Traurigkeit nahm zu, als ich mein Licht ausgelöscht hatte, und nur noch der röthliche Schimmer meiner Nachtlampe mir die Wände erhellte. Die fleckige blaßblaue Wand hatte solche Todtenfarbe, mein Sopha von weiß und grünem Kattun und meine grünen Rouleaux sahen abscheulich darauf aus. Da stand die Kommode, dort in der Kammer der Kleiderschrank. Sie umschlossen mit Ausnahme der Bücher und der wenigen Möbel, welche zu Hause in meiner Hangelstube mir eigen gehörten, mein ganzes Hab und Gut. Es war nicht eben viel.

Ich fing meine Baarschaft, meine ausstehenden Honorare zu berechnen an, das Exempel war bald gemacht. Ein Jahr vorher war ich mir mit meinen wenigen hundert Thalern wie ein Crösus erschienen, jetzt kam ich mir mit einer größeren Summe recht arm vor, und gewiß, ich war auch Nichts weniger als reich. Freilich besaßen viele andere Frauenzimmer in meinem Alter auch nicht mehr, aber sie hatten sich nicht selbstständig zu vertreten wie ich. Es beschlich mich eine Verzagtheit, die ich nie zuvor

gekannt hatte. All mein Thun und Treiben dünkte mich völlig nichtig und unüberlegt, meine Plane für die Zukunft sahen mir wie Hirngespinnste aus. Ich konnte mir kaum vorstellen, wie ich auf den Einfall gerathen sei, mich unabhängig machen zu wollen, noch weniger, wie mein kluger, vorsorglicher und zärtlicher Vater mir habe glauben können, daß ich mich selbst zu erhalten im Stande sein würde.

Freilich war es eine Thatsache, ich hatte drei Romane geschrieben, wie sie mir eben eingefallen waren, sie hatten sich auch Freunde erworben und ich hatte Geld dafür bekommen. Aber war damit irgend Etwas für meine Zukunft bewiesen? Der Satz: was einmal geschehen ist, kann wieder geschehen! schloß doch nur die Aussicht auf eine Möglichkeit in sich, eine Hoffnung, aber nichts weniger als die Anwartschaft auf ein Gewisses. Mir wurde immer mehr bange, je länger ich über mich selbst nachdachte, und zuletzt kam ich mir wie ein Nachtwandler vor, der in tastendem Instinkte einen Platz eingenommen hat, auf welchem er sich beim Erwachen nicht zu erhalten, und von dem er nicht einmal herunter zu steigen vermag, selbst wenn er Verlangen danach trüge. Es überfiel mich ein heftiger

Schwindel, als stände ich wirklich auf einer Berges-
first, ich konnte die Angst nicht ertragen, zündete
mir noch einmal Licht an, und mit der Helle um
mich her verschwanden die schlimmsten Gespenster
meiner Sorge, obschon mir das Herz noch recht
schwer blieb, denn ich hatte Betrachtungen zu machen,
die sich mir auch sonst wohl bisweilen aufgedrängt,
die ich mir aber fern zu halten gesucht, und welche
sich eben jetzt nicht bannen lassen wollten.

Es fiel mir auf, wie leicht die Menschen ge-
neigt sind, uns beim Worte zu halten, wenn wir
es einmal erklären, daß wir sie nicht weiter in An-
spruch zu nehmen beabsichtigen, und was wir damit
aufopfern, wenn wir die Unsern der Sorge für uns
entheben. Ich gerieth in einen jener Widersprüche,
in denen der Verstand und die Empfindung sich
nicht in das Gleiche zu setzen wissen. Ich hatte un-
abhängig sein wollen, und nun man mir das ver-
gönnte, sah ich eine Härte in der Zuversicht, welche
man mir bewies. Ich liebte es nicht, mich über
die äußeren Unbequemlichkeiten und Entbehrungen
zu beschweren, welche ich in Folge meines Ent-
schlusses zu tragen hatte, und fand es auffallend,
daß man unbedenklich an die vollkommene Zufrie-

denheit glaubte, welche ich aussprach. Und mit der Uebertreibung meiner augenblicklichen Muthlosigkeit kam ich mir wie verstoßen vor, wo ich mich freiwillig und nach reiflicher Ueberlegung zu entfernen für nothwendig gehalten hatte.

Es war, da man mich für praktisch gewandt hielt, sehr natürlich, daß man sich um die Einzelnheiten meines Lebens aus der Ferne nicht mehr wesentlich sorgte, aber es ist Niemand übler daran, als ein Unverzagter, wenn ihn einmal die Verzagtheit überfällt, denn er darf, ohne sich zu verläugnen, nicht eingestehen was er leidet.

Wo man sich gewöhnt hat, an die Kraft eines Menschen zu glauben und auf dieselbe zu vertrauen, fordert man von ihm mit großem Gleichmuth, was er nur mit höchster Anstrengung zu leisten im Stande ist, und man hilft sich in vielen Fällen sogar über den Dank für das von ihm Geleistete mit der Betrachtung hinweg: der hat Kraft, der kann was er will! Aber Niemand fragt, wie viel Kraft wir aufgewendet, wie müde man uns gemacht hat. In gewissem Sinne ging es mir eben so. Ich hatte schon lange gelernt für mich allein zu stehen, als ich es noch immer schmerzlich empfand, daß man die

Entbehrungen für Nichts anschlug, mit denen ich meine Freiheit erkaufte, daß man die Arbeit, die Anstrengungen, die Opfer nicht bedachte, denen ich mich zu unterziehen hatte, um mich vorwärts zu bringen, ja daß man sich in meiner nächsten Familie allgemein dem Glauben überließ, mein Vater unterstütze und erhalte mich noch zum großen Theile, während ich, außer dem Garderobegelde, das wir Alle erhielten, nie einen Heller von meinem Vater empfangen, seit ich sein Haus verlassen hatte. Es lag in seinen Grundsätzen, mich, die er durch ihr Talent bevorzugt hielt, nicht noch anderweit zu bevorzugen, und in meinem Ehrgefühl, Nichts zu beanspruchen, was ich mir selber schaffen konnte. Wir Frauen entbehren die Theilnahme der Unsern Anfangs aber so schwer, weil man uns von Jugend auf zum Anlehnen an Andere, zur Abhängigkeit von ihnen, ja zur Hülflosigkeit erzieht. Und ohne die Liebe und Theilnahme meines ältesten Bruders, der damals wie ich, mühsam und mit tausend Entbehrungen und Anstrengungen seinen Weg zu machen hatte, wäre ich in jener Zeit äußerst einsam gewesen. Wir waren einander aber damals gute Cameraden auf einem beschwerlichen Marsch.

Aus solchem Zustand der Niedergeschlagenheit, wie ich ihn in der erwähnten Nacht durchzumachen hatte, und der bei verschiedenen Wendungen und Wandlungen in meinem Leben noch öfter über mich gekommen und mir immer sehr schwer gefallen ist, habe ich nie einen andern Ausweg gewußt, als den, mich ganz entschieden auf mich selbst zurückzuziehen, und mich zu behandeln, wie die Andern uns behandeln. Es liegt auch gar kein Trost, gar keine Erleichterung darin, wenn man das, was man erduldet, auf die Verhältnisse schiebt, die außer uns sind. Man gewinnt dabei in der Regel nur die Einsicht in eine begangene Dummheit, und darin liegt weder etwas Ermuthigendes, noch etwas Befreiendes.

Ich sagte mir also in jener Nacht sehr fest und bestimmt: Du hast's so gewollt! du hast, was du gewollt hast! Und in allem meinem Unbehagen und in meinen Sorgen fühlte ich plötzlich eine gewisse trotzige Freude darüber, daß ich doch meinen Willen durchgesetzt hatte. Das war schon wieder etwas Positives, daran konnte ich mich halten, und weil mir das gelungen war, konnte mir ja auch mehr gelingen! Die Hoffnung dämmerte mit dem Tage

auf; und die klare Morgensonne, die hell in meine Fenster fiel, brachte mir mit meinem verlornen Muth auch meine lebenslustige Zuversicht zurück.

Ich sah mich um, es gefiel mir wieder in der Stube. Ich hatte die erste Nacht in meiner eigenen Wohnung geschlafen, ich stand in meiner eigenen Wohnung auf. Das machte mir Vergnügen. Ich ordnete mein Bett, räumte das Zimmer auf, und setzte mir das Frühstücksgeräth zurecht, dann brachte man mir mein Frühstück.

Ich saß allein an dem Tische, und betrachtete meine Umgebung. Mein neues Relief beschäftigte mich sehr und kam mir eigentlich prachtvoll vor. Ich beschloß zwei Epheutöpfe zu kaufen, und es mit Ranken zu umziehen.

Mit einem großen Behagen ging ich, nachdem ich mich angekleidet hatte, in der Stube auf und ab. Es freute mich so, daß hier Niemand ohne meine Erlaubniß hineinkommen konnte, daß ich nicht, wie bisher bei meiner Tante, in einem Durchgangszimmer wohnte, wo ich mich immer wie auf offener Straße empfunden. Ich war sehr damit zufrieden, daß ich mit der Eintheilung meiner Zeit, mit meinem Thun und Lassen nur von mir abhing, daß ich es

mir so eigen und so pünktlich einrichten konnte, als ich nur irgend wollte, und daß ich auch ganz unordentlich und ganz unpünktlich sein durfte, wenn diese mir unnatürliche Lust, wider alles Erwarten doch einmal über mich kommen sollte.

In dem Vergnügen über diese Freiheit fand ich die blaßblaue Wand nicht mehr so fleckig wie in der Nacht, und der weiß und grüne Kattun meines Sopha's und meine grünen Fensterrouleaux sahen mir nicht mehr ganz so abscheulich wie gestern dazu aus. Freilich, solche elende Dielen, solche blinde Fensterscheiben und so schlechte Möbel gab es in keinem Winkel meines Vaterhauses; aber dafür war hier doch Alles meineigen; es war meine, von mir, von meinem eigenen erarbeiteten Gelde bezahlte Stube, ich war doch bei mir zu Hause — bei mir, in meiner eigenen Wohnung.

Und wie ich mir das gedacht hatte, mußte ich mit mir selber lachen! Es hatte mich in den Vaudevilles des französischen Theaters stets belustigt, wenn die jungen Pariser Arbeiterinnen, die französischen Grisetten, so viel Werth darauf legten, in ihren eigenen Wohnungen zu sein. Ihr stolzes: „Je suis dans mes meubles!“ zwischen Tisch und Stuhl und

Hutschachtel gesprochen, war stets ein Gegenstand meiner großen Heiterkeit gewesen; jetzt empfand ich unter ganz andern Verhältnissen, bei einem ganz verschiedenen Bildungsgrade doch etwas sehr Aehnliches. Ich hätte, wäre ich in anderer Stimmung gewesen, sehr zweckmäßige Gedanken über den Zug des Menschen zu persönlicher Absonderung, zu eigenem Besitze haben, und verständige Betrachtungen über Communismus und Fourierismus daran knüpfen können, indeß ich begnügte mich damit, an den verschiedenen Thüren stehen zu bleiben, um die Stube von verschiedenen Standpunkten aus, zu betrachten, und ging dann in mein sogenanntes Entree, um aus demselben in die Wohnstube einzutreten, und zu sehen, wie sie sich dann ausnahm. Ich legte in dem Entree einen alten Shawl auf das Sopha, um ein Loch in demselben zu verbergen, und beschloß, daß der Shawl Anstands halber immer dort liegen bleiben solle. Ich trug die Blumen von einem Fenster auf das Andere, setzte meinen Nähkasten hier hin und dort hin, wünschte mir meine Möbel von Hause lebhaft herbei, und fand, je länger ich mich mit den verschiedenen kleinen Aenderungen beschäftigte, immer mehr Gefallen an meinem neuen

Aufenthalte, ja ich fand endlich, daß es wirklich gar nicht so übel bei mir aussähe.

Um zehn, eilf Uhr kam mein Bruder zu mir, und ich hütete mich wohl, ihm die Verzagtheit einzugestehen, welche mich in der Nacht befallen hatte. Wir waren Beide über unsere Jahre ernst und doch Beide von Herzen jung, ja jünger als unsere Jahre. Genußfähig und sehr leicht befriedigt und erfreut, hatten wir denn auch jetzt ein besonderes Vergnügen daran, daß er zu mir in meine Wohnung, zu mir als Gast kommen konnte.

Wir machten gleich Plane, wie er und die Schwester nächstens einen Mittag bei mir essen, wie wir die Abende oft bei mir zu Hause zubringen wollten. Wir überlegten, was man thun könne, es noch hübscher und angenehmer zu machen, als wir es jetzt schon bei mir fanden, und die Phrase: „wenn ich Geld habe", stand dabei immer in erster Reihe. Indeß die Welt war so weit, das Leben lag so unübersehbar lang vor unsern Augen, Berlin war so groß, das Wetter so hell, und wir fühlten uns so als Vorwärtsstrebende und Vorwärtskommende — es konnte uns gar nicht fehlen! Was uns noch mangelte, kümmerte uns wenig.

Wir lachten über das wackelnde Sopha in dem Entree, auf das man sich nicht ungefährdet niederlassen konnte, wir lachten über die finstere Kammer, und machten eifrig den Platz im Spinde ausfindig, in welchem sich die nöthigsten Nahrungsmittel für das Abendbrod halten lassen würden; aber zeitbedrängt, wie seine amtlichen Verrichtungen den Bruder machten, lief er dann von unsern Untersuchungen schleunig fort, mit dem Versprechen, so oft und so viel er konnte, zu mir zu kommen. Wir waren wie Kinder mit der neuen Puppenstube, oder besser, wir waren muthig und leichten Herzens, tapfer und frohen Sinnes, arbeitsam und genügsam wie die Bettler Berangers, les gueux de Béranger!

Damit begannen nun ein paar fröhliche Monate, deren ich mich noch sehr gern erinnere. Es begann jenes harmlose Leben vom Tag zum Tage, das man nur in der Jugend kennt, nur in der Jugend als ein Glück zu emfinden vermag. Und als wollte das Schicksal mich in meinem guten Muthe und in meiner Zuversicht bestärken, so wurde mir grade in den Tagen von der Brockhausischen Verlagshandlung abermals der Antrag gemacht, eine Novelle für die „Urania“ zu schreiben.

Mein Roman war fertig und zum Druck gesendet; um einen neuen Stoff für eine Novelle ist der kritiklose Anfänger nie verlegen, und der Gedanke, hier in meiner eigenen Wohnung eine neue Arbeit zu beginnen, eine Arbeit, die ich offen auf dem Schreibtisch liegen lassen konnte, ohne daß mir jeder Beliebige neugierig hineinsehen durfte, hatte etwas Belebendes für mich. Ohne mich lange zu besinnen, machte ich meine Zusage, und nun saß ich mit meinem Nähzeug ganz allein, den lieben, schönen, hellen Vormittag hindurch, und fing an unter meinen Einfällen und Gedanken auszuwählen, und zu sichten und aufzubauen und anzuordnen, und ich wurde immer heiterer dabei.

Ein Zimmer, in welchem man ein liebevolles Wort vernommen, einen guten und förderlichen Gedanken gedacht hat, ist keine Fremde mehr, ist die Heimath für uns; und als ich mich erst in meiner neuen Wohnung an die Arbeit gemacht hatte, wurde sie mir vertraut wie ein gutes, altes, bequemsitzendes Kleidungsstück, an dem uns Nichts mehr auffällt, Nichts mehr drückt, mit dem wir Eines sind, wie mit unsrer Haut.

Allmählich kamen alle meine Bekannten, so

Männer als Frauen, sahen, wie ich mich eingerichtet hatte, und wie es mir erging. Die Frauen lobten die Sauberkeit meiner Stube, wunderten sich, was ich aus der Wohnung gemacht hätte, aber, ich merkte es Allen an, sie waren gewissermaßen gerührt über mich; und vollends Diejenigen, welche Etwas von meinem Vaterhause wußten, streichelten mich, und sahen mich so mitleidig an, daß ich es ganz bequem gehabt hätte, mich bedauern oder bewundern zu lassen, hätte ich an diesen billigen Herzenserregungen ein Wohlgefallen gehabt.

Die Einen fanden es sehr merkwürdig, daß der Vater mir schon jetzt die Erlaubniß gegeben habe, allein zu wohnen. Ich sagte ihnen, ich sei bald vierunddreißig Jahre. Man wendete mir ein, ich sähe aber weit jünger aus! — „Nimmt mir das meine gesunde Vernunft? macht mich das unzurechnungsfähig?“ fragte ich, und wurde mit der Frage erst recht ein Gegenstand der Verwunderung für diese Art von Leuten.

„Wenn Sie nur ein eignes Mädchen hätten!“ wendeten mir Andre ein, die recht wohl wußten, daß ich die hundert Thaler nicht übrig hatte, welche ein Dienstmädchen mich für das Jahr gekostet haben

würde. — „Was soll ich denn mit dem Mädchen machen?“ fragte ich. „Soll es mich bedienen? das kann ich entbehren, und mich zu beschützen und zu bewachen, dazu brauche ich ein Dienstmädchen doch nicht!“ — „Es wäre aber doch anständiger!“ bemerkte man mir wohlmeinend.

Welch ein Anstand, welch eine Tugend, deren Anschein durch die Anwesenheit eines armen Dienstmädchens, durch eines jener jungen Geschöpfe aufrecht erhalten werden sollte, von deren Sitten grade jene Art von Frauen im Allgemeinen das Schlimmste zu denken sich berechtigt halten.

„Aber werden Sie denn auch Männer bei sich sehen?“ forschte man vorsichtig.

„Ja! wie anders?“ versetzte ich.

„Nun freilich! Sie sind Schriftstellerin, Sie können das!“ meinte ein Fräulein, das sich noch immer überwachen ließ, obschon die gefährlichen und gefährdeten Tage der Jugend weit hinter ihm lagen.

Und wenn diese Besuche mich verließen, so schlug ich an meine Brust, und sagte triumphirend: Gottlob, daß ich nicht bin wie dieser Eine! Und es kam mich ein Grauen an vor der Lüge der gesellschaftlichen Gesittung, deren Voraussetzung eine Unsitt-

lichkeit und Zuchtlosigkeit ist, wie man sie kaum nachzudenken im Stande ist. Sie waren mir bisweilen förmlich zuwider diese Mütter und diese Töchter mit den regelrecht freundlichen Mienen, mit den festgeknöpften Handschuhen und den festgebannten Augen, die nicht rechts und nicht links sehen durften, wenn die Mutter nicht vorher auf die Stelle hingeblickt, auf welche die Tochter ihre Augen zu richten hatte. Sie waren mir lächerlich und beklagenswerth in ihrer Unfreiheit und in ihrer automatenhaften Beschränktheit, und ich dachte mit Verehrung an meine junge kleine Putzmacherin, die jetzt meine alte gute Freundin ist, und schon damals mutterseelen allein in dem Dachstübchen einer entlegenen Straße wohnte, von Niemand berathen, von Niemand bewacht als von sich selbst und ihrem eigenen Ehrgefühl. Nur daß es Niemandem einfiel, der braven Arbeiterin einen Vorwurf daraus zu machen, daß sie sich nicht bewachen ließ, oder es ihr zum Verdienste anzurechnen, daß sie sich so wohl zu behüten verstand.

Es ist Jedem auf die eine oder die andere Weise sicherlich geschehen, daß er eine Gegend, oder eine Sache lange unter demselben Augenpunkte betrachtet

hat, bis er sich einmal plötzlich überzeugt, daß er nicht auf der rechten Stelle gestanden und daß er falsch gesehen habe. Man ist dann immer ganz verwundert, man begreift nicht, wie man für eine Gestalt halten können, was doch ein elender Baumstamm gewesen, wie man für ein Gebirge ansehen mögen, was sich eben vor unsern Augen in Wolken auflöst. So geht es dem Menschen auf geistigen Gebieten ebenfalls, und so ging es mir schon sehr frühe mit den sogenannten guten Sitten und dem Anstand der ebenfalls sogenannten guten Gesellschaft. Es fiel mir dabei ein altes Mährchen ein, das mich als Kind sehr beschäftigt und beunruhigt hatte, weil in demselben Jeder gezwungen war, dasjenige nackt auszusprechen, was er wirklich dachte, während er des Glaubens lebte, nur dasjenige zu sagen, was er zu äußern eben für angemessen fand.'

Wenn eine Mutter mir sagte: ich lasse meine Töchter nicht allein zu einem Balle bei einer Freundin gehen! so mußte ich mir unwillkürlich den Nachsatz machen: denn dort findet sie schlechte Gesellschaft, vor der meine Anwesenheit sie beschützen soll. Hieß es: ich lasse meine Tochter nicht ohne Begleitung die Straße betreten! so setzte ich mir hinzu: denn

ich traue ihr nicht über den Weg, und sie ist so einfältig und leichtsinnig, daß ich sie in jedem Betrachte bewachen lassen muß. Meine Töchter nehmen in meiner Abwesenheit keinen Besuch an! bedeutete eigentlich: denn die Männer, welche mein Haus besuchen, sind so roh und so entsittlicht, daß ich Verletzung und Beleidigung der einfachsten Sittlichkeit von ihnen voraussetzen muß! — Und ich habe mich, wenn ich diese Bemerkungen machen mußte, immer gefragt, wie Männer nur die geringste Neigung zum Verkehr mit denjenigen jungen Frauenzimmern haben sollen, über deren Werth die Mütter selbst so geringschätzig urtheilen, oder wie sie als Gäste ein Haus betreten mögen, in welchem man ihnen weniger Zutrauen gewährt, als dem Diener, welcher gelegentlich den Beschützer der Töchter zu machen hat. Wir sind in der Gesittung, nach der Meinung der sogenannten großen Welt, gewiß sehr weit vorgeschritten, und sie ist in Wahrheit doch mit allem ihrem Christenthum und all ihrer Cultur, mit ihrer Bildung und Erziehung, auf die sie so stolz ist, nicht wesentlich über die Cultur des orientalischen Harems hinausgekommen; denn es giebt keine Sittlichkeit ohne persönliche Freiheit, wie es überhaupt

keine Tugend ohne Freiheit giebt. Unsere Anstandsgesetze bringen dem Manne eine Jungfrau zum Weibe; ihm ein wahrhaft tugendhaftes, sittliches Weib zu geben, müßten unsere gesellschaftlichen Zustände anders, müßten unsere Mädchen freier und selbstständiger erzogen, und unsere Cultur mehr sein, als eine Hecke von Präventivmaßregeln, hinter welchen man sich gegen eine Roheit und Unsittlichkeit verschanzt, die doch glücklicher Weise zu den Ausnahmen in unserer Gesellschaft gehören. Alle Fenster zu vermauern, weil hier und da ein unvorsichtiges Kind zum Fenster hinausgefallen ist, ein Kranker sich hinausgestürzt hat, wäre sicherlich eine sehr thörichte Maaßregel.

Zehntes Kapitel.

Das Frühjahr, welches mir den Genuß der eigenen Häuslichkeit gebracht hatte, brachte mir auch eine Freundschaft, die mir bis zu dem Tode meiner Freundin ein Glück gewesen ist, und deren Andenken mir bis an mein Ende ein gesegnetes bleiben wird.

Ich hatte eines Tages eine Einladung zu Professor Theodor Mundt erhalten, und ich freute mich auf den Abend, denn man war immer sicher, heitere und gute Stunden im Mundtschen Hause zu erleben. Theodor und Clara Mundt waren schon eine Reihe von Jahren verheirathet und in Berlin ansässig gewesen, als ich sie zum erstenmale gesehen hatte, und der Ausdruck völliger Zufriedenheit, der Beiden gemeinsam war, hätte an und für sich etwas sehr Einnehmendes gehabt, wären ihre bloßen Na=

men nicht hinreichend gewesen, die Aufmerksamkeit auf sie zu lenken.

Ich habe es in diesen Blättern nicht mit den Werken und mit der literarischen Bedeutung meiner Freunde und Bekannten, sondern nur mit unsern gegenseitigen Beziehungen und mit dem Eindruck zu thun, welche ihre Persönlichkeit auf mich machte, oder mit den Folgen, welche sich für mich an das Begegnen mit ihnen knüpften. Daran müssen Memoiren sich halten, wie mir scheint, wenn sie nicht, was sie von ihrer Aufgabe entfernen würde, in den Bereich der Kritik und Literaturgeschichte hinübergreifen wollen, und dieses zu vermeiden, bin ich überall bemüht gewesen. Dies vorausgeschickt, fahre ich in meiner Erzählung fort.

Theodor Mundt war über Mittelgröße, festgebaut und kräftig, ohne damals gerade stark zu sein. Seine Züge waren fein, sein dunkles Auge ruhig, und man mußte ihn bei der Fülle seines braunen Haares und einer sehr guten Haltung, entschieden als einen sehr hübschen Mann bezeichnen. Seine Bewegungen hatten etwas Gemessenes, seine Sprache und seine Ausdrucksweise trugen denselben Charakter. Er war im Ganzen zurückhaltend in größerer

Gesellschaft, und in einer solchen hörte ich ihn zum erstenmale sprechen. Er schien mir mehr geneigt für das Zwiegespräch, als für allgemeine Mittheilung zu sein, wie man das häufig bei den Personen findet, welche sich früh gewöhnt haben, das schweigende Blatt Papier zu ihrem Vertrauten zu machen. Ernst und Ruhe waren das Erste, was mir an ihm auffiel, denn so sehr man ihn in das Gespräch zu ziehen und seine Meinung zu hören verlangte, ließ er sich nicht dazu verlocken, an der allgemeinen Unterhaltung der aus den verschiedensten Bestandtheilen zusammengesetzten Gesellschaft thätig Theil zu nehmen. Er hörte zu, und gab erst später, als er bei dem Abendessen neben mir saß, seine Meinung über die früher besprochenen Gegenstände kund, die er resumirend zusammenfaßte und zu einem Ganzen abzuschließen versuchte, wie Einer, der mit den Dingen in's Klare zu kommen und fertig zu werden sucht.

Ganz im Gegentheil zu seiner Art und Weise, war Alles Leben und rasche Offenheit an seiner Frau, ja ich möchte sagen, daß mir nie eine energischere Lebensfülle und Lebendigkeit vorgekommen ist, als Luise Mühlbach sie besaß. Sie dachte schnell und bestimmt, sprach eben so schnell und bestimmt

aus, was sie dachte, und es kamen dabei sehr glückliche Worte zum Vorschein, deren Freimuth überraschend war. Auch mir begegnete sie mit freimüthiger Herzlichkeit. Sie nannte es unverantwortlich, daß Menschen, die von einander wüßten, wie wir, nicht auch ohne alles Weitere zu einander kämen, und sie forderte mich auf, gleich einen der nächsten Abende mit ihnen zuzubringen, was ich denn natürlich auch dankbar annahm.

Sie wohnten damals in der Marienstraße und lebten in einer sehr ausgedehnten Geselligkeit. Um so mehr fiel es mir auf, was Luise Mühlbach Alles aus ihrer Zeit zu machen wußte. Sie schrieb sehr viel, war beständig auf dem Laufenden in der englischen und französischen Literatur, verfolgte die deutsche bis in das Detail der Journalistik, trieb Musik, lernte Russisch und noch eine andere fremde Sprache, daneben wurde ein ganzes Service aufgetragen, das sie selbst gemalt, und es kamen Bücher zum Vorschein, die sie selbst gebunden hatte. Man sah, für diese Frau war fortwährendes rastloses Arbeiten eine Art von Lebensbedingung, eine Nothwendigkeit, und nie, seit ich sie kenne, habe ich sie ermüdet oder gar abgespannt gesehen; aber die eigent-

liche Kraft ihrer Natur gab sich in der hingebenden Liebe kund, mit welcher sie zu ihrem Manne emporblickte. Man gewann unabweislich die Ueberzeugung, daß man in diesen Beiden ein Paar glückliche Menschen vor sich sähe.

Dadurch wurde die ganze Geselligkeit bei ihnen, wie sie eine geistig angeregte war, auch eine heitere. Man machte Musik, man führte dramatische Scenen auf, und vor allen Dingen amüsirte man sich. Als ich dann im Frühjahr, bald nachdem ich mir meine Wohnung eingerichtet, wieder einmal in das Mundt'sche Haus geladen war, fand ich auch wieder eine größere Gesellschaft beisammen. Sie hatte sich um einen, mitten in dem Zimmer stehenden Tische gruppirt und gleich beim Eintreten überraschte mich der Anblick einer Frau, welche der Thüre gegenüber saß. Sie hatte den Kopf ein Wenig gesenkt, denn man betrachtete ein Kupferwerk, und es sah schön aus, wie das Licht der Lampen sich auf dem schwarzbraunen reichen Scheitel der Dame spiegelte, während es ihre schönen entblößten Schultern beleuchtete, und von dem großen Brillantschloß wiederstrahlte, mit dem die Perlenschnüre um den Hals der Fremden befestigt waren.

Als ich mich dem Tische näherte, blickte die Fremde empor, und ich sah in eines der anmuthvollsten Gesichter, die mein Auge je erschaut hat. Alles in diesen Zügen war herzgewinnende Güte, bezaubernde Freundlichkeit, und selbst das leise Zusammenziehen der Augenlider, mit welchem sehr kurzsichtige Personen sich die Sehkraft zu schärfen lieben, und das mir sofort als etwas Eigenthümliches an der Fremden bemerklich wurde, gewann in ihrem Gesichte einen Reiz, weil es sie zugleich fein und in gewissem Sinne hülfsbedürftig aussehen machte.

„Frau Staatsräthin von Bacheracht!“ sagte Professor Mundt.

„Ach nein! sage doch Therese!“ rief seine Frau, und gab ihr die Hand. „Hier ist sie Therese!“

„Wie danke ich Ihnen das!“ entgegnete die Fremde, und die Stimme, mit welcher sie diese Worte sprach, und die Miene, mit welcher sie unserer Wirthin die dargebotene Rechte drückte, waren eben so sanft und so lieblich wie ihr Blick.

Man stellte mich ihr vor. Sie stand auf, mir die Hand zu geben, und ich konnte sie nun genau betrachten. Sie war nur mittler Größe, aber sie

trug sich vortrefflich, und da sie eine lange und schlanke Taille und eine sehr schöne Büste hatte, so lag bei aller Anmuth etwas Imponirendes in ihrer Gestalt. Die Form ihres Kopfes war nicht eigentlich schön, er war dazu nicht oval genug, das Gesicht zu flach, und der Hals zu kurz und breit, aber es war in dem Schnitt der Stirne, der Nase und des Mundes, wie in der Zeichnung der Augenbrauen und in der Wölbung der Augenlider eine gewisse regelmäßige Gradlienigkeit, die sehr ungewöhnlich, und dem Auge sehr wohlthuend war. Man mußte diese eigen geschnittenen Formen immerfort ansehen, man mußte das Auge unwillkürlich darauf ruhen lassen, um sich immerfort daran zu erfreuen. Es war kein schöner Kopf, aber ein ungemein fesselndes, gewinnendes Gesicht, und was ihm seinen höchsten Zauber gab, das waren die sammetweiche Haut, mit ihrer warmen gesättigten Farbe, und der unaussprechlich süße Ausdruck der braunen, sanften Augen. Die Augen und der liebliche weiche Ton der Stimme hatten wirklich etwas Unwiderstehliches.

Therese von Bacheracht war damals beinahe vierzig Jahre alt, aber sie sah bedeutend jünger

aus, und mußte Jedem, der ihr unvorbereitet gegenüber trat, im ersten Augenblicke als eine Schönheit erscheinen. Sie war sich dieses Vorzuges auch bewußt, und hatte Phantasie und Geschmack genug, ihn durch eine gewählte und reiche Kleidung zu erhöhen. Ein schweres violettes Moireekleid hob die Form und die Farbe ihres Halses und ihrer Schultern nur glänzender hervor, und große Kokarden von blaßrosa Band machten das Haar noch dunkler aussehen, ohne die Frische ihres Teints zu beeinträchtigen. Ich war für Schönheit sehr empfänglich, und konnte mich nicht genug an ihr erfreuen, mich nicht satt sehen an ihrer Lieblichkeit.

Es waren schon ein paar Jahre vergangen, seit sie ihr erstes Buch, die Briefe aus dem Süden, veröffentlicht, und diese Reisebetrachtungen, denn eine Reisebeschreibung konnte man jene Aufzeichnungen eigentlich nicht nennen, waren sehr günstig aufgenommen worden. Die wunderlich pedantische Vorrede, mit welcher ein älterer Freund die Tagebuchblätter der anonymen Verfasserin eingeleitet, hatten der warmen überfluthenden Empfindung, welche das Werk charakterisirte, zu einer eigenartigen Folie gedient, und wie Therese selbst die Menschen durch

ihre Anmuth und Güte für sich einnahm, so gewannen die ganz besondere Natur, und die eigenthümlich zusammengesetzte Geistesrichtung in dem Tagebuche sich die Herzen, und das Geheimniß, in welches die Verfasserin sich hüllte, trug dazu bei, das Interesse für sie und ihr Werk zu steigern.

Man hatte es in dem Tagebuche mit einer Frau zu thun, welche dem Adel angehörte, die große Welt kannte, vielerlei gesehen, vielerlei erlebt, vielerlei empfunden hatte, und die, wie man es zu nennen pflegte, mit dem Herzen dachte. Erzogen in den Anschauungen der Lebenssphäre, in welcher sie geboren war, hatte sie sich dennoch in sich selbst besonders ausgebildet, weil ihr anscheinend in ihrer Umgebung nicht die rechte Befriedigung für ihr Gefühlsleben geboten worden war. Diese innere Zurückgezogenheit hatte ihr in mancher Hinsicht den Sinn und das Verständniß für das Allgemeine genommen. Sie war nur selten einer ganz objektiven Betrachtung fähig, sie sah Alles nur von ihrem Standpunkte, sie beurtheilte Alles nur nach dem Maaßstab ihres eigenen Empfindens. Aber dies Empfinden war immer fein, und wenn man auch die Ansichten der Reisenden nicht immer theilte, so

gewann man sie selbst doch lieb, und bekam die Neigung sie kennen zu lernen, die Neigung mehr von ihr zu wissen, als sie in den Briefen von sich ausgesagt hatte. So viel ging aus dem Tagebuche hervor: Therese war verheirathet, hatte ein Kind gehabt und verloren, war übersättigt und sehnsüchtig, lebenslustig und ohne Glauben an das Leben, und religiös ohne einen rechten Halt und eine wirkliche Stütze in der Religion zu besitzen. Sie verrieth eine gewisse Eitelkeit und Koketterie, die neben einer großen Aufrichtigkeit und einer fast kindlichen Naivetät fremdartig einhergingen, und überall wo man hätte erwarten sollen, daß die Ereignisse und die Eindrücke der Reise sie zum Denken anregen müßten, wurde ihr Gefühl wach gerufen, und der Ausdruck desselben zog den Leser unmerklich zu den Träumereien fort, denen die Reisende sich vorzugsweise zu überlassen liebte.

Es war ein sanftes, liebenswürdiges Buch, diese Briefe aus dem Süden, und man brauchte Therese nur anzusehen, um zu erkennen, wie sie sich in jenen Briefen ganz ihrer Natur überlassen hatte, und wie dieselben ohne den Hinblick auf den Leser geschrieben worden waren. Sie hatte nach den Briefen aus dem Süden noch

zwei Romane veröffentlicht, welche besonders bei den Frauen eine ungemein günstige Aufnahme gefunden, und ich fühlte also in jedem Betrachte ein großes Vergnügen, ihr zu begegnen.

Sie setzte sich zu mir, wir plauderten über Dies und Jenes, aber es kam zu keinem ernsteren Gespräche, denn die Gesellschaft war groß und sehr belebt. Es gab Neckerei aller Art unter den befreundeten Gästen. In bester Laune scherzte man über die gegenseitigen Arbeiten, und vor Allem wurde Theodor Mügge um irgend einer Novelle willen geneckt, der er, wie die Andern ihm vorhielten, aus purer Gutmüthigkeit einen ganz unerwarteten, fast unmöglichen Schluß gegeben haben sollte. Er nahm das so heiter und arglos auf, wie es ihm vorgehalten wurde, aber er vertheidigte sich doch gegen die Beschuldigung, indem er mit Recht behauptete, wo es möglich sei, müsse man in der Dichtung darauf denken, dem Leser am Schlusse das Herz zu befreien. Die Dichtkunst sei dazu da, das Leben zu erheitern und zu verschönen, sie müsse sich also an das Schöne und an das Freundliche halten, und wenn sie, ohne äußerste Nothwendigkeit den Leser mit beschwertem Herzen, mit einem Mißklang, einer

Unzufriedenheit, ja auch nur mit lebhaftem Bedauern und mit einer Anklage gegen das Schicksal entlasse, so sei das ein Fehler.

Er sah dabei mit seiner hohen, breitbrustigen, fast athletischen Gestalt, und mit der straffen, aufrechten Haltung, in welcher der ehemalige Soldat damals noch ganz unverkennbar war, so grundgutmüthig, und zugleich so verständig von seiner Behauptung überzeugt aus, daß man sich mindestens dahin mit ihm einigen mußte, daß seiner graden und einfachen Natur das Gewaltsame und Nichtaufzuklärende zuwider sein müsse, und es erregte allgemeines Vergnügen, als Doktor Mundt aus dem Stegreif eine kurze Novellenskizze entwarf, bei der alles drunter und drüber ging, bis endlich in der Ferne ein Signal mit einer Fahne gegeben, und ein Rettungsboot herbeigebracht wurde, aus welchem Mügge ausstieg, um Alles in den Hafen der Ruhe und des Friedens hineinzulootsen.

Mügge war derjenige, der am herzlichsten darüber lachte, aber wir waren damals Alle zusammen ein fröhliches Volk. Wir waren jung, wir hatten Freude an unsern Arbeiten, hatten die Gunst des

Publikums für uns, standen, um Scribe's glücklichen Ausdruck zu brauchen, Alle à la tête de la jeune phalange, und hatten — ich wiederhole den Ausdruck absichtlich — ein langes, langes Leben, ein weites Feld der Hoffnung vor uns. In so langer Zeit, in so weitem Felde, was war da unerreichbar? was war da unmöglich?

In der Unendlichkeit, die sie vor sich zu haben glaubt, liegt das eigentliche Glück, liegt auch die Macht der Jugend. Man hat zu Allem Muth, man kann Alles unternehmen, Alles wagen, wenn man nur die Zeit hat, es fertig zu machen, oder die Zeit, das Mißlungene durch Gelungenes zu ersetzen. Ein Mißgeschick, ein Fehlschlagen — was ist das in der Jugend? Ein verlorner Tag, Nichts mehr! Und das Leben hat dann noch so viele, viele Tage! Aber mit jedem Jahre schwindet die Fülle dieses Reichthums, mit jedem Jahre wird die Zahl der Tage, die man verlieren darf, ohne sie als Verlust zu empfinden, geringer. Der unübersehbare, unermeßliche Reichthum ist vorüber. Man kann zählen, was man noch besitzt, man fängt an den kleinsten Verlust schmerzlich zu empfinden, man wird haushäl-

terisch mit seiner Zeit, nachdenklich bei allem Beginnen, man fragt sich, werde ich es vollenden können? Die Sorglosigkeit macht der Sorge Platz. Aus Scheu vor dem Nichtvollenden fängt man nicht mehr an, und wird traurig und verzagt darüber, daß man den alten Muth, die alte Zuversicht zum Leben nicht mehr fühlt. Die Sorglosigkeit ist der Zauberstab, ist die Flügelkraft, ist die Quelle des Jugendmuthes. Wer sie sich zu erhalten wüßte, wer diesen Traum der Jugend an sich zu bannen vermöchte, der besäße die Jugend, dem wäre sie unverloren die goldene Zeit, wie auch der Kalender und die grau gewordenene Locke wider ihn spräche; denn nur der Gedanke an die Endlichkeit ist es, der uns das Gefühl des Alters aufzwingt.

An jenem Abend dachte aber Niemand an das Alter, man sprach jedoch davon, daß die geistige Thätigkeit eine aufreibende sei, daß man rastlos lebe, wie auf dem Rade des Ixion. Ich weiß nicht, wer den Gedanken zuerst angeregt hatte, man fing indeß an, ihn mit Liebe auszuspinnen. Der und Jener theilte aus eigener und fremder Erfahrung einen Beleg dazu mit, und selbst die Jüngsten

unter uns wußten irgend ein Argument dafür beizubringen, und fanden bei der in der Gesellschaft anwesenden Gräfin Ahlefeld, der Freundin des wenig Jahre vorher verstorbenen Dichters Immermann, eine lebhafte Zustimmung. Man war nahe daran, ganz gegen die ursprüngliche Stimmung der Gesellschaft, in einen sentimentalen Ton zu verfallen, als die unwiderstehlichste Lachlust mich überfiel, und ich laut zu lachen anfing.

Wir saßen um den Theetisch: Theodor Mundt und Luise Mühlbach, der geistvolle und gelehrte Musiker Professor Marx mit seiner wunderschönen Frau, Therese Bacheracht, Theodor Mügge und ich; wir hatten Alle geschrieben, schrieben noch, Einer war lebensvoller als der Andere, Einer sah gesünder aus als der Andre, wir Alle hatten unverkennbare Anlagen, stark und fett zu werden, wir waren Alle von Herzen vergnügt, es fehlte uns Allen Nichts, wir freuten uns unseres Daseins, hofften, erwarteten von unserer Zukunft das Allerbeste — und nun sollten wir mit einemmale Alle sammt und sonders auf dem Rade des Ixion liegen, und der Schmerz sollte das auserwählte

Theil des Dichters sein. Das war für mich von der ergötzlichsten Komik, und es brauchte auch eben nur meines lauten Lachens, um die Uebrigen ebenso schnell zum richtigen Gefühle ihres Daseins zu bringen, und uns den Abend so heiter beenden zu lassen, als wir ihn begonnen hatten.

Und heute, nach kaum sechszehn Jahren ist bereits mehr als die Hälfte der an jenem Abende so fröhlichen Menschen, ist Therese, sind Theodor Mügge und Theodor Mundt, in der vollen Kraft der Jahre bereits dahin geschieden; und die freundliche Erinnerung an sie, ist wie die helle Kerze, welche am Allerseelentage von den Gräbern durch die Nebel des Herbstes leuchtet.

Eilftes Kapitel.

Die Nacht war schön gewesen, als wir aus dem gastlichen Hause fortgegangen waren. Am andern Morgen regnete es in Strömen.

Ich saß am Schreibtisch, aber ich konnte nicht arbeiten, denn mir lag eine Ungeschicktheit im Sinne, die ich am Abend vorher begangen hatte, und die ich nicht gleich gut zu machen wußte.

Therese war sehr liebenswürdig, sehr freundlich gegen mich gewesen. Sie hatte mich gefragt, ob ich Hamburg kenne, und als ich das verneint, hatte sie mir zugeredet, es bald zu besuchen, und dann zu ihr zu kommen, und ganz über sie zu verfügen; und ich hatte mir das sagen lassen, hatte dafür gedankt, ohne ihr die Bitte auszusprechen, daß sie mich hier in Berlin besuchen möge. Ich schämte mich dieser Achtlosigkeit, die unhöflich aussehen mußte, und ich beklagte dieselbe im eigenen Interesse noch viel mehr.

Denn Therese hatte mir ungemein gefallen, ich wünschte sehr sie wiederzusehen, und ich hatte nicht einmal gefragt, in welchem Hotel sie abgestiegen sei.

Während ich, sehr unzufrieden mit mir selbst, noch überlegte, ob ich an Frau Clara Mundt oder an wen sonst schreiben solle, um Theresens Adresse zu erfahren, klopfte es an meine Thüre. Ich ging öffnen, und naß und ganz durchregnet stand Therese vor mir.

„Sie haben mir zwar nicht gesagt, daß ich Sie besuchen solle," sprach sie mit ihrem süßen Tone, „aber ich bin überzeugt, es ist Ihnen nicht unlieb, daß ich komme, und ich wollte Sie doch vor meiner Abreise gern noch einmal sprechen."

Ich erzählte ihr, wie mich eben in diesem Augenblicke der Gedanke an sie beschäftigt habe, und mir in das Wort fallend, sagte sie: „Ich bin sehr abergläubisch und Sie lachen mich deßhalb vielleicht aus. Ich hatte gleich gestern einen merkwürdigen Zug zu Ihnen, habe die ganze Nacht von Ihnen geträumt, und Sie haben mir sehr viel Gutes im Traum gethan. Daß Sie nun, wo ich auf dem Wege zu Ihnen war, auch grade an mich dachten, und mit

schlechtem Gewissen an mich dachten, das ist mir ganz besonders lieb."

„Warum das?" fragte ich.

„Haben Sie denn nicht die Erfahrung gemacht, daß man die Menschen, gegen die man Unrecht thut, immer ein Bischen dafür liebt?"

Sie sah ganz bezaubernd aus, während sie das sagte, aber ich konnte mich der Freude an ihrer Anmuth nicht überlassen, weil ich die Bemerkung machte, daß sie von dem Regen noch mehr gelitten, als ich Anfangs geglaubt hatte. Ihr Shawl, ihr Hut, ihre Schuhe und Kleider waren ganz durchnäßt. Ich machte sie darauf aufmerksam, sie legte kein Gewicht darauf.

„Ich habe eine eiserne Gesundheit!" sagte sie, „und bin alle solche Dinge, wie Regen und Kälte und Hitze, und wenn Sie wollen, auch Hunger und Durst bei meinem vielen Reisen gewöhnt worden. Aber eine Frage: haben Sie Zeit? kann ich bei Ihnen bleiben?"

Ich versicherte sie, daß ich nichts Besseres verlange, und sie legte nun selbst die nassen Tücher ab, ließ es geschehen, daß ich ihr andere Schuhe besorgte, und meinte: „Ich hatte mit Bacheracht ver-

abredet, daß er mich fünf, sechs Minuten vor der Thüre erwarten solle; käme ich dann nicht, so bliebe ich hier. Nun wird er fort sein, und nun bleibe ich auch.

Der Morgen verging mir, ich wußte nicht wie. Wir sprachen von Büchern, von unsern Arbeiten, von unsern Lebensverhältnissen, von unserer Vergangenheit, wie man von solchen Dingen im Beginne einer Bekanntschaft redet, und es fand sich, daß wir fast über Alles verschieden dachten, daß unsere Ansichten, unsere Erfahrungen, unsere Lebenswege noch viel weiter von einander abwichen, als es durch unsere verschiedene Stellung im Leben an und für sich bedingt war; und dennoch wurden wir einander immer werther, dennoch faßten wir eine Zuneigung zu einander. Wie das geschehen konnte? Ihr Leben in weiten Kreisen beschäftigte meine Phantasie, ihre Anmuth, ihre unverkennbare Güte gewannen mein Herz; die Einfachheit meiner Vergangenheit hatte etwas Rührendes für sie, mein Ernst und meine Offenheit flößten ihr Vertrauen ein.

Es war drei Uhr, als wir uns trennten. Sie beabsichtigte im Beginn des Sommers eine Reise

nach Tyrol anzutreten, und später nach Interlaken zu gehen. Von dort wollte sie mir schreiben, wenn der Sonderbundkrieg das Reisen und den Aufenthalt in der Schweiz irgend wie behindre. Schreibe sie mir nicht, so sei Nichts zu befahren und ich versprach ihr, für diesen letztern Fall meinen Weg so einzurichten, daß wir uns im Anfang des August in Interlaken wieder sähen.

Einen Tag später verließ sie Berlin. Ich hatte sie noch in ihrer Wohnung im Hotel du Nord aufgesucht, aber ich hatte sie dabei kaum gesprochen. Sie war in großer Toilette gewesen, mit Brillanten und Blumen geschmückt, um zu einer Gesellschaft zu fahren, und verschiedene Männer, die gekommen waren, ihr die Aufwartung zu machen, nahmen sie in Beschlag. Die Scene hatte etwas Blendendes für mich. Therese sah so schön aus, der Luxus, der sie umgab, die Huldigung, welche man ihr darbrachte, die Sorgenfreiheit, welche ich bei ihr voraussetzte, kamen mir wie ein Glück vor, und ich beneidete sie fast darum, daß sie tausend Dinge nach der Natur zu malen und zu schildern im Stande war, die ich aus meiner Phantasie oder nach Hörensagen auferbauen mußte. Sie war ganz und gar eine große

Dame in ihrer prächtigen Kleidung, in der sichern Haltung, in der freundlichen Herablassung, mit welcher sie den Männern begegnete. Mitten in der Unterhaltung mit denselben wendete sie sich aber einmal ganz plötzlich zu mir, drückte mir die Hand und sagte leise und schnell: „Ach! ich wollte, ich säße bei Ihnen auf dem Sopha, und hätte die Gesellschaft erst überstanden. Ich bin heut' ganz zerschlagen."

Ich war betroffen. „Was ist Ihnen denn geschehen?" fragte ich.

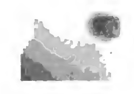
„Mir ist wieder einmal der Boden unter den Füßen fortgezogen, und Jahre lange Arbeit zertrümmert worden!" — Sie brach dann plötzlich seufzend ab.

Man meldete ihr, daß der Wagen auf sie warte, ich ging fort, als sie ihrem Mädchen den Befehl gab, Herrn von Bacheracht zu rufen, aber ich hörte nicht auf, an sie zu denken. Ich hätte wissen mögen, ob sie wirklich nicht glücklich sei? ob hinter dieser sanften, heitern Miene ein ernster Schmerz verborgen liegen könne? Und weil ich hoffen konnte, Therese auf der Reise wiederzusehen, wurde die Aussicht auf diese letztere mir von da ab nur noch lieber.

Theresen's Besuch in Berlin hatte den ganzen

Kreis, in welchem ich sie gesehen, wieder auf's Neue mit ihr beschäftigt, und ohne daß ich besondere Nachfragen über sie zu thun nöthig gehabt hätte, hörte ich in den folgenden Wochen häufig von ihr sprechen, erfuhr ich von ihren Schicksalen, was man eben oberflächig von denselben sehen und wissen konnte.

Therese war eine geborene von Struve, Tochter eines russischen Gesandten, der bei den Höfen von Oldenburg und Mecklenburg, und bei den Hansestädten accreditirt war, und in Hamburg residirte. Sie war jung mit einem Legationssekretär von Bacheracht verheirathet worden, der im Jahre fünf undvierzig Staatsrath und russischer Generalkonsul in Hamburg war, hatte mit diesem für eine kurze Zeit den Petersburger Hof besucht, große Reisen mit ihm gemacht, aber ihre Ehe war keine glückliche; und wie man von Therese sprach, schien man sie damals überhaupt nicht für die Ruhe einer friedlichen Ehe gemacht zu glauben. Man wollte von traurigen Herzensangelegenheiten wissen, die sie durchlebt haben sollte, und es war daneben viel von einem seit einigen Jahren obwaltenden leidenschaftlichen Verhältniß zu einem deutschen Schriftsteller die Rede, das sie vollends unglücklich machen sollte.



Wer sie aber nur einigermaßen näher kannte, sprach mit großem Antheil von ihr, und zu den Personen, welche sich am Liebevollsten über Therese äußerten, gehörte Frau Palzow. „Denken Sie immer das Beste von ihr," sagte sie mir eines Abends, als wir von ihr sprachen, und ich ihr den angenehmen Eindruck schilderte, welchen Therese auf mich gemacht hatte, „und Sie werden ihr nur gerecht sein. Theresens unschätzbare guten Eigenschaften sind alle ihr eigen, ihre Irrthümer rühren zum Theil von ihren Verhältnissen her; und wenn man von irgend einem Menschen sagen kann, daß er nur die Fehler besitzt, die von seinen Tugenden herstammen, so ist das bei Therese gewiß der Fall." — Dies Urtheil machte mir große Freude, ja ich fühlte an dieser Freude, wie lieb mir Therese bereits geworden war, und ich liebte Frau Palzow für die Wärme, mit welcher sie sich über Therese aussprach. Ich habe sie selten für Jemand so von Herzen eingenommen gesehen, als eben für Therese.

Ich selbst war in der Zeit ohne alle direkte Nachricht von meiner neuen Bekannten, und ich vermißte sie auch nicht, denn ich war sehr beschäftigt. Ich hatte, um mich für den Aufenthalt in Italien

einigermaßen vorzubereiten, angefangen Italienisch zu lernen, schrieb fleißig an meiner Novelle für die Urania, hatte viel Zeitverlust mit dem Suchen nach einer passenden Reisegefährtin, und war nebenher viel in Gesellschaft. Meine alten Freunde freuten sich meines Fortschreitens, neue Verbindungen boten sich mir von allen Seiten dar, ich war unabhängig und selbstständig genug, um auf meinem Wege in die Gesellschaft Niemandes Hülfe mehr nöthig zu haben, und doch noch nicht so alt und so festgestellt, daß ich den Schutz älterer oder bedeutenderer Personen nicht hätte bereitwillig annehmen können. Ich befand mich also, um ein Bild zu brauchen, in jenem beneidenswerthen Zustand, welcher uns die Kinder von fünf, sechs Jahren so anmuthig erscheinen läßt, und sie uns zu einer so erheiternden Unterhaltung macht. Sie legen uns keine wesentliche Mühe mehr auf, können uns aber noch brauchen, und begegnen also unserm passiven und unserm aktiven Egoismus in der uns zusagendsten Weise. Könnte man sein Lebelang den Leuten als ein solches Kind erscheinen, das sie ohne Unbequemlichkeit für sich selbst zu fördern und zu verpflichten vermögen, man würde lauter Freunde und ein leichtes, heiteres Da=

sein haben; denn Jeder mag gern hülfreich sein und den Beschützer machen, während er sich amüsirt. Indeß diese angenehme Rolle läßt sich für selbstständige Menschen nicht fortdauernd aufrecht erhalten. Es kommt die Zeit, in welcher man fremden Rath zwar anhören, aber nicht mehr unbedingt befolgen, in welcher man fremden Schutz, ohne zu heucheln, nicht mehr benutzen kann, und in der man genöthigt ist, sein eigener Berather, sein eigener Maaßstab und sein eigener Richter zu werden, wenn man sich auf dem Wege behaupten will, den man für sich ausgewählt, weil man ihn als den richtigen für sich erkannt hat. Dann wendet sich das Wohlwollen nur zu leicht von uns ab, man nennt uns kalt, nennt uns hochmüthig, zweifelt an der ehrlichen Dankbarkeit unseres Herzens; und solch ein Mißkennen würde ganz unbegreiflich sein, steckte nicht in Jedem von uns ein Stück von einem Tyrannen, machte man nicht von Seiten des Gefühls noch ungerechtere Ansprüche an einander, als man es in praktischen Dingen zu thun pflegt.

Das ist freilich sonderbar genug! Denn Niemand wird Etwas dagegen haben, wenn ein Mann, den er Jahrelang mit Geld unterstützt hat, ihm

endlich sagen kann: „Dank Deiner Hülfe brauche ich dieselbe fortan nicht mehr. Dein Geld hat mir die Möglichkeit gegeben mich auszubilden, mich in der Welt umzusehen, nun habe ich mir ein Geschäft, ein Gewerbe eingerichtet, das mich ernährt. Es ist ein anderes, als dasjenige, welches Du betrieben hast, aber mein Kapital und meine Fähigkeiten sind auch von den Deinen verschieden, und um in meinem Geschäfte vorwärts zu kommen, muß ich andere Mittel und Wege benutzen, als Du es Deiner Zeit gethan!" Gewiß der Mann, der das nicht einsähe und respektirte, der nicht sehr damit zufrieden wäre, sein Geld für sich zu behalten, und es nicht mehr bei einem Dritten einem immer zweifelhaften Erfolge preiszugeben, müßte ein schlechter Geschäftsmann oder ein großer Thor sein.

Mit dem Rath ertheilen, Rath verleihen ist es nun im Grunde ganz dasselbe, und doch verhalten sich die Leute völlig anders dazu. Ich habe eben in der Zeit, in welcher ich meine Reise antreten wollte, und auch später noch vielfach in meinem Leben den Ausruf nicht unterdrücken können: wenn Rath doch baares Geld wäre! wie unangefochten könnte man leben! Und in der That, ein Frauen-

zimmer ist sehr übel daran, wenn es im Leben einen andern Weg zu gehen hat, als den von ihres Vaters Tisch in ihres Mannes Haus. Wie kann es aber anders sein?

Das Staatsgesetz, das allgemeine Recht, erklären die Frau ein für allemal als unmündig, wie sollte der Einzelne nicht geneigt sein, ein Gleiches zu thun. Die Familie erzieht nach überkommenen Grundsätzen die Frau zur Abhängigkeit und Unterordnung, und sie thut auf ihre Weise recht daran, denn die Frau ist unter uns so gestellt, daß ihr keine Veranlassung zu selbstständigem Handeln und Entscheiden gegeben ist — vorausgesetzt, daß sie immer das Glück hat, Männer zu finden, die für sie denken und sorgen. Wenn es einem Mädchen so gut wird, einen verständigen Vater zu haben, und von diesem einem verständigen Manne zur Frau gegeben zu werden, der ihr ihre Söhne und Töchter gut versorgt und gut erzieht, so mag sie ihr Leben hindurch in sanfter Abhängigkeit sich glücklich fühlen, mag vor jeder eigenen Entscheidung und vor fremdem Berathen durch die Rücksicht gesichert sein, daß sie ja ihren natürlicher Berather habe. Es mag dann sehr anmuthig sein, ihre Fügsamkeit zu betrachten, und sie

sagen zu hören, daß sie von den Welthändeln Nichts verstehe, daß sie von Geld und Erwerb Nichts wisse, daß sie sich diese und jene Verhältnisse nie klar gemacht habe, weil es ihr weh gethan, ihr Auge auf die Nacht- und Schattenseiten des Lebens zu richten. Sie mag dann als glückliche uralte Matrone aus der Welt gehen, und der Prediger, der ihr die Leichenrede hält, mag von ihr sagen, sie habe durch ihr ganzes Leben sich das reine sanfte gehorsame Herz eines Kindes bewahrt.

Aber die Medaille hat zwei Seiten — wenden wir sie um!

Nicht jeder Frau ist es gegeben, in Verhältnissen aufzuwachsen, die sie aller Sorge um ihre Zukunft entheben. Nicht Jede von uns hat wohlhabende Eltern, nicht Jede von uns findet sich, wenn sie zum Selbstbewußtsein kommt, in der Lage, für welche ihre angebornen Eigenschaften sie befähigen, oder welche diese ihr zu einem Bedürfniß machen. Sie hat für sich zu sorgen, ihren Unterhalt zu erndten, oft für unversorgte Familienglieder das Brod zu schaffen. Sie heirathet. Die Ehe bewährt sich aber oft nicht als das Glück, als die Versorgung, welche man von ihr erwartete. Der Mann ist unfähig die Frau zu

ernähren, er ist krank, er ist kein Haushalter, er versteht die Kinder nicht zu erziehen. Die Frau fühlt daß sie helfen müßte — aber sie versteht Nichts von den Dingen der Welt, sie kennt das Leben nicht, sie weiß nicht, wie man Geld verwaltet, sie hat es nicht gelernt auf die Schattenseiten des Lebens zu blicken, sie weiß nicht, wie man einer Tochter über die traurige Aussichtlosigkeit eines armen Mädchens forthilft, sie weiß nicht, wie man einen irrenden Sohn auf den rechten Weg zurückführt. Sie ist rein, sie ist sanft, sie ist gehorsam — und sie ist ein Unsegen an der Stelle, an der sie ein Segen sein müßte! Sie bricht sich das Herz mit ihrem duldenden Grame, wo sie sich ein Herz fassen und handeln müßte. Nehmt einem Weibe die Voraussetzung des Glückes, für welches Ihr dasselbe mit Euren Theorien der Unterordnung erzieht und alle Vorzüge, welche Ihr an ihm rühmtet, werden zu Mängeln an ihm, und alle die unthätigen Tugenden, welche Ihr ihm gegeben und anerzogen habt, werden zu Sünden, zu schweren Unterlassungssünden, die auf Euch zurückfallen.

Oder habt Ihr noch nicht dagestanden vor der weiblichen Hülflosigkeit, die sich nicht zu rathen, sich

und den Ihren nicht zu helfen wußte! Die mit herabgesunkenen Armen, mit gefalteten Händen den Blick zu Euch erhob, als ob Ihr allmächtig wäret? als ob Ihr mit Eurem Willen und Eurem Rathe nun mit einemmale ihre Schwäche in Stärke, ihre Zaghaftigkeit in Entschlossenheit, ihre Unkenntniß in Einsicht und Umsicht verwandeln könntet?

Wenn Ihr aber vor solchen Mädchen, vor solchen Töchtern, Frauen, Müttern, Wittwen gestanden habt — und wer von uns hätte das nicht — habt Ihr dann nicht bitter und schwer die Unmündigkeit beklagt, zu welcher der Staat und die Familie die Frau erziehen und verdammen? Trat dann der Anblick der einen trostlosen unfähigen Hülflosigkeit nicht anmahnend und anklagend für alle vorhandene weibliche Hülflosigkeit vor Euch hin? Hättet Ihr dann nicht wünschen mögen, daß diese Demuth Selbstgefühl, daß diese Weichheit Stärke und Kraft, daß diese Zuversicht zu Euch und zu des lieben Herrgotts Hülfe, Selbstvertrauen und Thatkraft gewesen wären? Hättet Ihr Euch nicht gern des Rather-Amtes und der daraus erwachsenden Verantwortung enthoben gesehen?

Es wird nicht viele Menschen geben, welche so

leidenschaftlich für das Hülfeleisten eingenommen sind, daß sie diese Frage mit Nein beantworten sollten.

Wenn dem aber so ist, warum mißfällt es Euch, warum wartet Ihr den Erfolg nicht ab, warum scheltet Ihr es, wenn ein Frauenzimmer den Muth und den Beruf fühlt, seine eigene Straße zu gehen, wenn es sagt: Irre ich, so irre ich mir! Täusche ich mich, so trage ich die Folgen! — Ihr fürchtet mit Recht, es fällt auf Eure Schultern zurück wenn es sich getäuscht hat, denn Ihr habt es von Jugend auf gewöhnt, sich auf Andere zu verlassen, und statt die Frau wie den Mann selbst verantwortlich zu machen für ihr Handeln und Erleiden, habt Ihr ihr die Möglichkeit gegeben, sich im Nothfall damit zu entschuldigen, daß sie fremdem Rathe gefolgt sei, fremder Bestimmung nachgegeben habe. Was wird damit für die Frau, für Euch, gewonnen? was ist damit erreicht? was ist die Folge davon?

Die Antwort darauf kann ich aus meiner eigenen Erfahrung geben. Ich bin meiner Anlage nach keine Natur, die es nöthig hat, sich auf Andre zu lehnen und zu stützen, und doch habe ich den Unsegen an mir selbst erprobt, den unsere Erziehung

zur Unmündigkeit über uns verhängt. So lange ich mich zu erinnern vermag, habe ich immer ziemlich bestimmt gewußt, was ich wollte, und das Ziel nicht leicht aus dem Auge verloren, dem ich zustrebte. Ich hatte unabhängig sein wollen, nun war ich es; aber ich sah, daß ein großer Theil meiner Bekannten sich darüber wunderte, daß Manche den Entschluß mißbilligten, den ich gefaßt hatte; und statt sie sich und ihren Ansichten ruhig zu überlassen, und meiner Wege zu gehen woran mich Niemand hindern konnte, wollte ich jeden Einzelnen von der Richtigkeit und Nothwendigkeit meiner Handlungsweise überzeugen, und für jede einzelne Handlung wo möglich die Zustimmung und Anerkennung von Personen erlangen, an denen mir oftmals herzlich wenig gelegen war, und mit denen ich kaum einen andern Zusammenhang hatte, als den, daß mir gelegentlich erzählt werden konnte, was sie etwa über mich dächten und sagten. Ich war wie die Matrosen, die mitten in den wirklichen Gefahren eines Sturmes guten Muthes sind, und sich daneben in ruhigen Stunden vor dem Seegespenste fürchten. Wer aber geneigt ist Gespenster zu sehen, späht beständig nach ihnen aus, starrt so lange in die Dunkelheit hinein, bis

sein Inneres selbst phantastische Bilder erzeugt, und ist schließlich von jedem Menschen zu erschrecken, der festen Blickes in die Leere hineinschaut. Einen Furchtsamen in Angst zu versetzen, einen Zaghaften zu beunruhigen, ist ein Vergnügen, das nur die Wenigsten sich versagen, und man merkte nicht sobald, daß ich die Schwäche hatte, vor gutem Rathe still zu halten, als guter Rath und wohlgemeinte Warnungen von allen Ecken und Enden gegen mich losgelassen wurden.

Dabei that ich nicht das Geringste, was irgend hätte Anstoß geben oder auch nur ein Bedenken verursachen können. Mein Umgang beschränkte sich ausschließlich auf Familienkreise. Die wenigen jungen Männer, die ich ab und zu bei mir sah, waren Männer von Ehre, welche ich und die Meinen seit Jahren kannten, oder irgend ein Fremder, ein Schriftsteller, der mir einmal einen Besuch machte. Ihr Verhältniß zu mir war kein Anderes, als es junge Männer zu einem Mädchen in ihrem Vaterhause haben. Es hatte Keiner von ihnen eine wirkliche Liebe oder Leidenschaft für mich, es machte mir kaum Jemand ernstlich den Hof, ja ich hatte nicht einmal einen männ-

lichen Freund in meiner Nähe. Indeß das half mir gar Nichts.

Ich konnte mich oft vor wohlgemeinten Ermahnungen und gutem Rathe gar nicht bergen; und hätte ich halb so viel Hülfe und Förderung als gute Lehren erhalten, so wäre ich wirklich zu beneiden und mein Leben ein sehr leichtes gewesen. Glücklicher Weise beirrte mich das berathende Gerede nicht, es brachte mich auch nicht von demjenigen ab, was ich für mich als das Richtige und Nothwendige erkannte, aber es verstimmte mich, und was noch schlimmer war; es machte mich zornig und forderte mich zu einem trotzigen Widerstand heraus, in welchem ich dann schroffe Aeußerungen that, die viel weiter gingen, als ich selbst zu gehen irgend geneigt war, und die gethan zu haben ich meist bereute, wenn ich später bei ruhiger Ueberlegung zu der Einsicht gelangte, wie wenig die Personen, welche meine Heftigkeit hervorgerufen hatten, eines solchen unnöthigen, und mir grade ihnen gegenüber nur zu nachtheiligen Kraftaufwandes werth gewesen waren.

Ich kämpfte gegen Windmühlen mit so schweren Waffen, daß ich mir den Arm mit ihnen auszuheben riskirte, und das Alles nur, weil ich, zur Abhängigkeit

erzogen, mich nicht mit meinem guten Bewußtsein zu beruhigen vermochte; weil ich fortdauernd auf das Urtheil der Andern hinhorchte; weil ich jenes Sicherheitsgefühls ermangelte, welches Männer, die viel unbedeutender waren als ich, in unbeirrter Ruhe ihren Zweck verfolgen und die Mittel zu demselben ohne alle Nebenrücksichten wählen ließ.

Manches ist seit der Zeit, von welcher ich spreche, schon anders, die Stellung der Frauen ist in vielem Betrachte in diesen letzten zwanzig Jahren schon eine freiere geworden, und es fällt jetzt kaum noch einem vernünftigen Menschen ein, sich darüber zu wundern, wenn ein verständiges, völlig unbescholtenes Mädchen von vierunddreißig Jahren sich einen eigenen Heerd begründet, in die Oeffentlichkeit tritt, oder allein eine größere Reise unternimmt. Damals aber war es noch anders, und manchem Mädchen, das jetzt unangefochten seinen Weg gehen kann, habe ich ihn mit nicht immer angenehmen Erfahrungen, und manchem mich ermüdenden Axtschlag bahnen geholfen.

Glücklicher Weise hatte ich den felsenfesten Glauben an das sittliche Element im Menschen, den Glauben

an mich selbst, und mit ihm das unwandelbare Vertrauen, daß eine Frau wie ich sich auch auf ihre Weise unter den guten und unter den sittlichen Menschen zu behaupten und durchzusetzen im Stande sein müsse; daß es möglich sein müsse, ohne heuchlerischen Schein den graden Weg zu gehen, und allmählich Anerkennung für sich selbst, und in der für sich selbst errungenen Freiheit und Anerkennung auch für Andere ein Stück Freiheit zu gewinnen. Denn das ist das Schöne und das Ermuthigende an der Freiheit, daß Niemand sie für sich allein erkämpft. Ihr geringster Strahl leuchtet wie die Sonne, wo immer er durch das Dunkel bricht, für Alle, die sich in seinem Bereiche finden.

Eine Lehre aber hat jene Zeit mir ganz besonders gegeben, und sie ist gewiß vielen Personen zu Statten gekommen, mit denen ich in Berührung getreten bin, die Lehre: daß es eine hochmüthige Anmaßung ist, unaufgefordert Rath zu ertheilen, wenn man nicht zugleich entschlossen ist, mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln die Hülfe zu leisten, welche die Befolgung unseres Rathes nöthig macht. Rathgeber, die nicht zugleich ehrliche und beharrliche

Helfer sind, soll man fliehen, denn sie sind oder werden in der Regel unsere Feinde, mögen wir ihnen folgen oder nicht, mag unsere Fügsamkeit oder unser Widerstand uns Vortheil oder Nachtheil bringen.

Zwölftes Kapitel.

Eines Abends saß ich mit meinem Bruder in meiner Stube, es mochte gegen neun Uhr sein, und wir hatten unser Abendbrod schon eingenommen, als es an meine Thüre klopfte. Das war um diese Zeit etwas so Unerhörtes, daß es mich überraschte, und mein Bruder in das Entree ging, zu hören, was es gäbe.

Es war dunkel in der ersten Stube, ich konnte auch vom Sopha aus nicht sehen, was an der Thüre vorging, hörte aber von einer tiefen Stimme die sonderbare Frage: „Wohnt hier Fanny Lewald?"

„Ja!" antwortete mein Bruder.

„Also richtig! nu! das ist mir lieb!" rief der Fremde, und fügte, auf die in sehr bestimmten Tone gethane Gegenfrage: „Wer sind Sie und was wünschen Sie?" die mich neugierig aus meinem Zimmer mit der Lampe in die Vorstube gehen machen, in

süddeutschem Dialekte die Erklärung hinzu: „Ich bin der Berthold Auerbach, und hatte mir in der Frühe das Wort darauf gegeben, daß ich heute noch auf jeden Fall die Verfasserin der „Jenny“ sehen wolle. Darüber ist's aber, weil ich in Gesellschaft war, spät geworden, und ich bin denn doch gekommen, weil ich's mir schon die ganze Woche vorgenommen und immer Abhaltung gefunden hatte.“

Nachdem die erste Verwunderung über diese Art des Besuches vorüber war, hatte ich die herzlichste Freude, Auerbach bei mir zu haben. Ich hatte schon alle die Tage von seiner Anwesenheit in Berlin gehört, nun kam er bei mir an, wie der heilige Niklas um Weihnachten, und wie der heilige Niklas hatte er alle seine Taschen voll Herrlichkeiten, und warf sie mit der Sorglosigkeit des an Ueberfluß gewöhnten Reichen, auf gut Glück umher, wo er eben Jemand fand, der geneigt war, die Hände aufzuhalten.

Frischer als Auerbach war mir nicht leicht Jemand vorgekommen, und seine poetische Natur und Kraft gaben sich ohne daß er es wollte und wußte in seiner ganzen Ausdrucksweise zu erkennen. Es hatte damals für mich, deren ganze Bildung im

Grunde eine abstrakte gewesen war, einen großen Reiz, Auerbachs Redeweise zu hören, weil sie vollständig von Allem abwich, was ich bis dahin vernommen. Wer eine Zimmer-Erziehung genossen, und einen großen Theil seiner Sprache aus Büchern oder doch von solchen Menschen erlernt hat, deren Sprache sich nach der Schriftsprache gemodelt, besitzt von vornherein kein Bedürfniß sich selbst die Sprache zu schaffen. Er hat, wie die italienischen Improvisatoren, in seiner allgemein ausgebildeten Sprache ein großes, fertiges Capital, mit dem er, wenn ihm eine Begabung dafür innewohnte, bequem handtieren kann. Das macht die Sprache flüssig, aber es macht sie auch bei beschränkter Fähigkeit leicht monoton, phraseologisch und abstrakt.

Bei Auerbach fand grade das Gegentheil statt. Reich an Gedanken, hatte er für diese in seiner frühern Jugend sich offenbar den Ausdruck selbst suchen und die Sprache selbst schaffen müssen, und voll von Eindrücken, die er aus der Natur geschöpft, hatte sich ihm, wo ihm das rechte Wort nicht gleich zur Hand gewesen war, ein Bild dargeboten, welches seine Meinung kund gab. Diese bildliche Ausdrucksweise war ihm geblieben, und alle seine Bilder

waren so schlagend, so aus der sichtbaren Natur hergenommen, daß seine Redeweise mir Anfangs etwas Fremdes hatte, und mir es dann zum erstenmale auffallend machte, was mir fehle, und was ich mir anzueignen suchen müsse, wenn ich zu einer Selbstständigkeit im Ausdruck und zu einem Schaffen aus dem Vollen des Lebens gelangen, und mich vor dem Versinken in Abstraktion bewahren wolle.

Auerbach sprach von meinen Arbeiten, von den seinen und von sich. Er schilderte den Eindruck, welchen Berlin und namentlich die Bildung der jungen Mädchen aus den jüdischen Familien auf ihn mache, er charakterisirte die trockne Begeistrung, der er hier und da in Norddeutschland begegne, und beschwerte sich über die Hast des Lebens, die ihm in Berlin auffallend war, und die ihn, wie er klagte, sich selbst entwende. Es waren das Bemerkungen und Erfahrungen, welche ich schon von vielen jungen Männern, und namentlich von Süddeutschen gehört hatte, wenn sie sich plötzlich nach Norddeutschland und vollends in eine der großen Mittelpunkte des geistigen Lebens, versetzt gefunden. Indeß in Auerbach gewann das ein eigenes Gepräge. Er wollte

seinen geistigen Zustand kund geben, und er sprach von Feld und Wald, von Handwerk und Ackerbau; und während man die Bilder vor Augen hatte, die er heraufbeschworen, sah man doch wieder ihn, und erfuhr man, was ihn belästige und was ihn freute. Er erinnerte mich mit seiner Ausdrucksweise an die gemalten Veilchensträuße, zwischen deren Blumen die Bonapartisten während der Restauration die Köpfe Napoleons und des Königs von Rom zu zeichnen und herauszusehen verstanden, während der Ungeweihte nur einen Veilchenstrauß vor Augen zu haben glaubte.

Rede und Gegenrede zogen uns immer weiter fort. Eine Menge von Erfahrungen, die wir Beide als Juden zu machen gehabt, waren uns gemeinsam, indeß der Boden auf dem wir erwachsen waren, die Verhältnisse unter welchen wir unsere Bildung gewonnen, wichen dafür um so weiter von einander ab, und es war lange nach Mitternacht, als wir uns, voll erhöhter Theilnahme für einander, endlich trennten.

Von da ab sah ich Auerbach noch öfter in jenem Frühjahr, aber je mehr die Jahreszeit vorwärts



schritt, um so weniger wollte es ihm in Berlin behagen, und das war natürlich. Man hat seine Fähigkeiten und seine Gaben nicht ungestraft, man hat keinen tiefen Zusammenhang mit der Natur, ohne sich in der Zeit, wenn sie zu neuem Leben erwacht, in den Mauern einer Stadt, wie in einem Gefängniß zu empfinden; und der Erfrischung, welche Auerbach seinen Lesern bereitet hatte, indem er sie aus ihren parfümirten Salon-Romanen in die Wälder und Wiesen des Schwarzwaldes hinauslockte, dieser Erfrischung entbehrte er selber auf die Länge mehr und mehr.

„Ich gehe vom Frühstück zum Diner und vom Diner zum Abendbrod, ich werde wie ein Mauerstein von Hand zu Hand gereicht, man macht mich hier essen und trinken von früh bis spät, und weiß der liebe Gott, ich bleibe hungrig und durstig, und wenn ich endlich schlafen gehe, kommt mir vor, als müßte ich was trinken, denn ich bin wie ausgedörrt, und das Blut ist mir heiß, daß ich denke, ich werde krank!" sagte er eines Vormittags mit seufzender Heiterkeit zu mir.

Ich mußte über ihn lachen, aber es war nicht

schwer, ihm zu erklären, was ihm fehle, und daß er Luft und Alleinsein und Ruhe nöthig habe, denn Auerbachs mittheilsame Natürlichkeit setzte ihn damals noch weit mehr als später der Gefahr aus, sich verbrauchen zu lassen. Die Norddeutschen hatten das Herz voll von dem Tolpatsch und seiner Biederkeit, von Ivo des Heierlein's religiösem Schwung, von dieser und jener Gestalt des Dichters, die ihnen liebgeworden war, und wie Kinder einen Spielzeugkasten, aus dem sie ihr Spielzeug herausgenommen haben, darauf ansehen, ob nicht noch mehr darin ist, weil ja schon so viel darin gewesen, und ihn immer wieder umstülpen, um zu probiren ob dies erwartete Mehrere nicht bald herausfallen werde, so wurde Auerbach hin und her befragt und umgewendet, und sollte erzählen und erzählte, und regte an und ließ sich aufregen, bis Alle, die es gut mit ihm meinten, ihm endlich sagen mußten: „Auf und fort! Ihre Gutmüthigkeit wird Sie hier umbringen!"

Hielt man ihm das vor, so sagte er ernsthaft: „Sie haben ganz recht!" Und fünf Minuten darauf war er wieder mitten darin, ohne sich zu erinnern, daß er sich nicht mehr hatte fortreißen lassen wollen. Er war und blieb der heilige Niklas mit den

vollen Taschen — und alle lebhaften Naturen sind mehr oder weniger so großmüthig liebevolle Verschwender ihres eignen Selbst. „Blase nur immer hübsch in die Kohlen", schrieb der verstorbene geistreiche Theodor von Kobbe einmal in gleichem Sinne warnend an meinen Mann: „Blase nur immer hübsch in die Kohlen, es giebt für eine Weile einen hellen Schein, und die Leute erfreuen sich und erwärmen sich im Vorübergehen daran, aber der Brennstoff ist zu erschöpfen und die Asche — die fegt man eben fort!" Dem geistig Großmüthigen und Freigebigen gegenüber, können Die, welche ihn lieben, den Geiz und die Engherzigkeit als Eigenschaften schätzen lernen.

Am Tage nach Auerbach's erstem Besuche erzählte ich einer Dame meiner Bekanntschaft arglos und mit großem Vergnügen, in wie origineller Weise er sich bei mir eingeführt, und wie gute erbauliche Stunden wir mit einander gehabt hätten. Aber weit entfernt meine Freude zu theilen, sagte sie mir sehr bedenklich: „Sehen Sie wohl, wie schlimm es ist, daß Sie nicht in einer Familie wohnen?"

„Weßhalb denn schlimm?" fragte ich.

„Ja! was hätten Sie denn gethan, wenn Auer-

bach so spät am Abende gekommen wäre, und Sie hätten sich ganz allein befunden?"

„Genau dasselbe, was ich jetzt gethan habe. Ich hätte ihn willkommen geheißen, hätte ganz eben so noch einmal Abendbrod besorgt, wir würden wahrscheinlich eben so lange geplaudert, und ich würde ihn eben so beim Fortgehen gebeten haben, künftig nicht zu so ungewöhnlicher Stunde zu mir zu kommen."

„Und es hätte Sie gar nicht genirt?

„Nein! Nicht im Geringsten!"

Die Dame schüttelte verwundert den Kopf, und erstaunte über die Naivetät und Natürlichkeit dieses Geständnisses, wie sie es nannte, und während ich sah, daß sie mein Verhalten nicht nachgemacht haben würde, hatte ich doch Grund ihr zu glauben, daß sie mich, nach ihrem eigenen Ausspruch, um diese ruhige, fest entwickelte Natürlichkeit beneide.

Mein eigener Zusammenhang mit der Natur war aber nur insofern ein entwickelter, als mir von Jugend auf die Unnatur in unsern Lebensverhältnissen ein Stein des Anstoßes gewesen war, so daß ich über dieselbe viel gegrübelt und nachgedacht, und mich von ihr für meine Person frei zu machen ge=

strebt hatte. Indeß, wie ich vorhin erwähnt, in der uns umgebenden Natur war ich so fremd als möglich. Die Frucht des Feldes, die Bäume des Waldes, die Blumen, die Vögel, Alles war mir nur ein Ganzes, dessen allgemeine Wirkung ich mit meinen scharfen Sinnen sehr lebhaft empfand; aber mir fehlte die Möglichkeit des Unterscheidens, und damit entbehrte ich eben so viel Einsicht als Genuß. Was würde man denn von den Menschen haben, wenn man sie nur als Masse aufzufassen verstände, wenn man zwischen einem Humboldt und einem Neger keinen andern Unterschied zu machen wüßte, als den, welchen das Auge erkennt, als den, daß der Eine schwarz und der Andere weiß ist?

Beinahe mit eben so unvollkommener Erkenntniß stand ich damals und stehen tausend Andere fortdauernd mitten in der Natur. Das würde unmöglich, würde Jedem unerträglich sein, wenn man sich nicht mit dem biblischen Glauben, daß ein persönlicher Gott den Menschen als das vollkommenste Geschöpf, und die ganze übrige Welt nur für das Bedürfniß des Menschen geschaffen habe, zu beruhigen verstände. Wer sich als das Höchste, als den Selbst-

zweck betrachtet, hat nicht sehr nöthig, die Mittel zum Zweck hoch anzuschlagen, und wenn man bei solcher Anschauung alles Erschaffene in die beiden Rubriken desjenigen, was der Mensch brauchen, und desjenigen, was er nicht brauchen kann, eingereiht hat, so ist von diesem Standpunkte aus, eigentlich das Nothwendige geschehen, und es hat höchstens noch ein gewisses Interesse, zu beobachten, auf welche Weise Gott die übrigen Geschöpfe: Steine, Pflanzen und Thiere, dazu fähig machte, uns zu dienen, und wie er das Weltall so hübsch ordentlich zusammen hält, daß wir uns mit Sicherheit und Gefallen darin bewegen können.

In dem Glauben an diese Theorie, deren Hochmuth und Selbstgefühl etwas Furchtbares haben, war ich bis zu einer bestimmten Zeit meiner Jugend auch herangewachsen, und die ganze Generation welcher ich angehöre, wird sich in ziemlich gleicher Lage befunden haben. Und wie ich denn, wenn ich zurückblicke, fast jeden Fortschritt, den ich gemacht habe, auf den direkten oder indirekten Antrieb und Einfluß eines bestimmten Menschen zurückführen kann, denn die unausgesetzte Berührung mit Anderen ist das wahre Perpetuum mobile für unsere

allseitige Entwicklung, so war es Auerbach mit der lebendigen Fülle seiner Naturanschauungen, der mich, ohne es zu wissen, zum Beobachten des Einzelnen in der Natur veranlaßte, und mir damit eine Quelle nicht endender Befriedigung eröffnet hat, einer Befriedigung, die durch kein Dazwischentreten dritter Personen gestört werden kann, und die darum so unschätzbar ist, weil man sie sich an jedem Orte, in jeder Lebenslage und in jeder Stimmung zu bereiten vermag.

Eines Tages sprach ich von diesen Dingen, und daneben auch von Auerbach, mit einem Landsmann von mir, dem jetzt schon verstorbenen Doktor Julius Waldeck, und die Unterhaltung wendete sich von Auerbach's Dorfgeschichten zu dessen frühern Arbeiten. Wir kamen dadurch auf Spinoza zu reden, und Doktor Waldeck, der ein sehr klarer Kopf war, machte die Bemerkung, daß eigentlich jeder Spinozist ein liebevoller Beobachter der Natur sein müsse. Ich hatte oftmals von der Theorie Spinoza's sprechen hören, die ich am liebsten die Religion Spinoza's nennen möchte, denn jedes vollkommen durchdachte System, das dem Menschen seine Wesenheit und seinen Zusammenhang mit dem All und sein Ver-

hältniß zu den einzelnen Geschöpfen klar macht, ist Religion. Ich wußte auch, um was es sich in dieser Theorie im Wesentlichen handle, aber ich konnte damit, weil es mir an einer philosophischen Disciplin fehlte, nicht vorwärts kommen, d. h. ich konnte mir die Theorie und ihre Consequenzen nicht von dem einzelnen Fall auf alle andern Fälle übertragen. Ich konnte nicht damit arbeiten, und nur die Religion oder die Theorie werden in uns fruchtbar und für uns förderlich, die wir selbst als Maaßstab und als Hebel zu benutzen die Kraft gewinnen. Damit dies für mich möglich war, mußte ich immer einen festen und einfachen Satz zu erhalten suchen, den ich selber handhaben konnte, und diesen zu erlangen, fragte ich Doktor Waldeck einmal: was er als das Grundprinzip des Spinozismus ansehe, und wie sich dieses am Kürzesten formuliren lasse?

„Alles was ist, ist Gott!“ antwortete er gelassen, und nun hatte ich mit einemmale, was ich brauchte, nun hatte ich den Halt für mein ganzes ferneres Leben, den Regulator für mein Denken, Lieben und Handeln, und zugleich die Anmahnung zu jener Unterordnung des eigenen Willens unter das Allgemeine, welche Niemand erlangen kann, so lange er

noch den Menschen und dessen Wohl als den einzigen Zweck der Schöpfung ansieht. Es ist dem Hochmuth und der Selbstsucht freilich eine schwere Zumuthung, sich nur als mitwirkender Theil zu denken, wo er sich bisher als den Herrn und Gebieter gefühlt hat; aber man gewinnt an der wachsenden Liebe zehnfach wieder, was man an Macht= und Wichtigkeitsbewußtsein zu opfern hat. Monarchen und Aristokraten werden wohl ihre Rechnung bei dem Spinozismus niemals finden, und Staatsreligion könnte er nirgend werden als in der menschlichsten der Republiken; obschon er für die Erziehung und das Glück der Einzelnen, für seine Ruhe und Resignation ein wundervolles Mittel ist. Wie alle großen und unumstößlichen Wahrheiten dringt indeß der Spinozismus, selbst wider den Willen Derjenigen, die im Allgemeinen ihren Vortheil darin finden, ihn nicht anzuerkennen, auf die unscheinbarste Weise und oftmals auf den weitabliegendsten Wegen in die Erkenntniß der Menschen und in die Thätigkeit des Lebens ein, und schiebt mehr und mehr das Alte zurück, dessen Stelle er einnimmt. Er gewinnt Herrschaft in den Geistern, ohne daß man sagen könnte, er habe sie gesucht oder wie er sie erlangt.

Die Culturgeschichte der Menschheit ist ein langer Weg, dessen Wendepunkte mit einzelnen, oft unscheinbaren Thatsachen bezeichnet sind, die erst später in ihrer Bedeutung erkannt, und dann in den Erinnerungen der Menschen zu großen Ereignissen umgestaltet werden. Die Gründung des ersten Vereines zum Schutz der Thiere gegen unnöthige Quälerei war eine solche Thatsache; denn sie erkannte den Grundsatz an, daß das Thier um seiner selbst willen auf der Welt ist, und sie entthronte damit die absolute und despotische Willkürherrschaft des Menschen, ohne daß man vielleicht eine Ahnung davon hatte, was man gethan. Denn wer dem Menschen gegenüber das Thier vor egoistischer Willkür in Schutz nimmt, muß nothwendig auch den Menschen ein für allemal sicher stellen vor willkürlicher Bedrückung und Tyrannei.

Man hat sich lange darin gefallen, den Spinozismus als eine Lehre der Selbstvergötterung zu bezeichnen, und als solche zu verdammen. Wie dies geschehen konnte, wie das noch geschehen kann, das würde kaum zu begreifen sein, wenn man nicht wüßte, mit welcher Schlauheit zu allen Zeiten die Feinde einer neuen Erkenntniß irgend einen Satz

aus derselben hervorzuheben, und diesen aus dem Zusammenhange herausgerissenen Satz zu mißdeuten verstanden haben. So hatte denn auch ich es oftmals aussprechen hören, daß die Doktrin Spinoza's darum so verderblich sei, weil sie Gott in den Menschen setze, das heißt, den Menschen zum Gott erkläre, und also jedem Menschen das Recht zuerkenne, sich als das Höchste, als den Mittelpunkt der Welt zu betrachten.

Diese Vorstellung hatte in ihrer Vernunftlosigkeit für mich etwas Empörendes gehabt, und es fiel nun wie Schuppen von meinen Augen, als der Wahnwitz jener Behauptung mir klar gemacht, und mit dem Aussprechen eines einzigen Satzes das ganze System nothwendiger, unauflöslicher und liebender Zusammengehörigkeit alles Erschaffenen vor mir eröffnet wurde, das Eins im Geiste, verschieden in der Form und Kraft, seine Dauer in seinem Wechsel, seine Ewigkeit in seinem beständigen Vergehen und Werden hat.

Es lag für mich etwas Herzerweiterndes, etwas Beseligendes in dem Gedanken. Es war mir, wie es einem Einsamen sein müßte, der sich plötzlich mitten in eine große, ihm zugehörende, ihm auf das engste verbundene, und allen seinen Schicksalen mitunter=

worfene Familie versetzt findet. Ich gewann mit einemmale tausend neue Gegenstände für meine Aufmerksamkeit, für meine Beobachtung, für meine Liebe und Verehrung. Nichts war mehr leblos, Nichts mehr unpersönlich für mich, Alles hatte Individualität, Alles hatte Bedeutung, Alles sprach zu mir, hatte Anrechte an mich, wie ich an Alles, und ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß von jenem Zeitpunkte an ein neues Leben für mich begonnen hat, daß sich auf jene Erkenntniß das Gute zurückführen läßt, welches die Personen, die mich kennen und lieben, etwa an mir schätzen. Denn das was wir für Andere thun, wird ihnen erst recht erwrießlich und wirksam, wenn wir es nicht aus Instinkt, sondern aus freudiger Ueberzeugung für sie thun.

In den Augen eines sprachlosen Kindes, bei den pulsirenden Schlägen des Blutes in seinem kleinen nackten Schädel, die Gottheit zu empfinden, in dem Blick des Hundes, der uns zu verstehen und sich uns damit anzunähern sucht, in dem Sang des Vogels, der durch die Lüfte zieht, in dem leisen Flüstern der sich entfaltenden Blätter, in dem Blühen, Duften, Frucht- und Saamenbringen der Blumen, überall das innewohnende Göttliche, das

Schaffen und Weiterwirken zu erkennen, ist der liebevollste Genuß, der sich erdenken läßt; und wie erhaben ist es, in dem Menschen, den man mit seiner stärksten Liebe liebt, zugleich einen Theil des Allgeistes verehren zu können, welchem man sich anbetend unterordnet, während man sich doch als Seinesgleichen, als Geist von seinem Geiste erkennt. Gewiß, der Spinozismus ist eine Religion der Liebe, der Demuth, der Hingebung, und erschließt zugleich, wie er das All umfaßt, die Blüthe unserer Natur die stärkste Liebe zwischen Mann und Weib, die höchste Poesie als konsequente Folge in sich. Was die Bibel in dumpfem Vorahnen Adam zu seinem Weibe sprechen läßt, jenes: „Das ist Fleisch von meinem Fleische", das verklärt der Spinozismus zu dem erhabenen: Das ist Geist von meinem Geiste, und das Eins sein in der Liebe erhält erst in ihm seine völlige Wahrheit!

Die Zeiten, in denen sich mir eine große Erkenntniß erschlossen hat, in denen ich, wie ich auch äußerlich beschäftigt sein mochte, innerlich immer den einen Gedanken in mir herumtrug, und ihn nachdachte und ihn weiter ausbildete, sind stets sehr

glückliche für mich gewesen; und ich rechne zu einer der letzten derartigen Epochen, auch jene Tage, in welchen ich vor acht oder zehn Jahren zuerst von der Lehre vom Stoffwechsel sprechen hörte, von jener Lehre, mit welcher der Doktrin des Spinozismus, der Lehre von dem Daß, für mich die Lehre von dem Wie hinzugefügt ward.

Ich bin ruhig geworden seitdem und resignirt über die herbe Nothwendigkeit unseres persönlichen Aufhörens mit dem Augenblick des Todes. Schmerzlich, wie es uns auch sein mag, von dem lachenden Leben, von der sonnigen Welt, von den Herzen, die uns gehören und in denen wir unser doppeltes Leben haben, zu scheiden, räthselhaft, unbegreiflich wie das Aufhören uns erscheint, während wir sind und wirken, liegt doch für mein Gefühl eine starke bewegende Kraft eben in dem Bewußtsein unserer Endlichkeit. Ein Hinhalten, ein Aufschieben, ein Vertrösten werden unmöglich vor der Ueberzeugung, was ich hier nicht leiste, leiste ich nie, was ich hier nicht genieße, nicht durch Liebe beglücke, nicht vergelte und nicht sühne, das bleibt ewig für mich und für Andere verloren; und die Gewißheit mit jedem redlichen Streben für alle Zeit und Ewigkeit an der Vollendung des All-

gemeinen mitzuwirken, ist mir erhebender, als in einem mysteriösen Jenseits dafür belohnt zu werden. Und liegt denn nicht ein sanfter Zauber in der Vorstellung des Fortbestehens in dem Stoffwechsel des All?

Ist dir es so schmerzliche Pein,
Im Frühling ein Blümchen zu sein,
Oder mit bunten Schwingen
Zu fliegen und zu singen
Im Wald?

fragt Julius Mosen, und wie im Alterthume, so sind die wahren Dichter auch noch heute oft die Seher und Propheten unter uns.

Dreizehntes Kapitel.

Während der Tage, in welchen Therese von Bacheracht in Berlin gewesen war, brachte ich mit ihr zum erstenmale einen Abend bei der Gräfin Elise von Ahlefeld zu. Wir hatten sie Beide im Mundt'schen Hause getroffen, und waren von ihr eingeladen worden, sie an einem der nächsten Tage zum Thee zu besuchen. Das war aber beinahe, als hätte sie uns zu einem Besuche in einer fremden Stadt aufgefordert, denn die Gräfin wohnte jenseits des Canales auf der Potsdamer Chaussee, und im Jahre fünfundvierzig war man noch nicht daran gewöhnt, den fernen, außerhalb des Thores gelegenen Stadttheil als leicht erreichbar zu betrachten.

Ich wußte von Hörensagen, daß die Gräfin durch eine lange Reihe von Jahren Immermann's Leben an sich gefesselt hatte, aber ihr übriges Schicksal war mir fremd, und ich hatte es mir bei

der ersten Begegnung durchaus nicht zu erklären vermocht, woher ihr Gesicht mir so vollkommen bekannt erschien. Ich war sicher, sie nicht vorher gesehen zu haben, sie glich keiner Person, deren ich mich erinnern konnte, und doch waren mir diese nicht eben großen aber sehr freundlichen blauen Augen nicht fremd. Ich kannte die feine flache Stirne, die kleinen hellbraunen Locken, die in einer etwas altmodischen Weise die schmale Schläfe umgaben; die schöne regelmäßige Nase über dem großen und schlecht geformten Munde hatte ich zuverlässig schon vielmals betrachtet, ja selbst die Gestalt kannte ich; und mehr noch als an dem Abende im Mundtschen Hause, an welchem Therese meine Aufmerksamkeit fast ausschließlich in Anspruch genommen, beschäftigte mich, während ich an dem Theetisch der Gräfin saß, unablässig die Frage: woher kenne ich diese Frau?

Sie war keine jener gewöhnlichen Erscheinungen, die uns eben deßhalb vertraut sind; sie hatte auch nicht die Harmonie der wahren Schönheit, welche beruhigt, weil sie Nichts zu wünschen übrig läßt, und die sich uns gleich bei dem ersten Anblick so unvergeßlich eingeprägt, daß man durch eine natür=

liche Selbsttäuschung dies Bild immer in sich getragen zu haben glaubt, weil man sicher ist, es künftig immer in sich wieder zu finden. Die Gräfin konnte, obschon man das Gegentheil behauptet hat, niemals schön gewesen sein, aber ihre Züge waren, bis auf den Mund, sehr fein, und hatten wie ihr Mienenspiel und ihre ganze Gestalt etwas Durchgeistetes, das in der seelenvollen Stimme und der äußerst angenehmen Redeweise der Gräfin, in deren Munde der schöne holsteinische Dialekt noch an Reinheit zu gewinnen schien, seinen völligen Abschluß fand.

Während die Gräfin am Theetisch mit sichrer Leichtigkeit die Wirthin machte, und die Unterhaltung unmerklich anzuregen und in Gang zu erhalten wußte, wurde es Einem wohl zu Muthe, wie an einem jener schönen, klaren Septembertage, welche bei aller Leichtigkeit der Luft noch die volle Wärme des Sommers, und neben den reifen Früchten des Herbstes auch noch die schimmernde Farbenpracht duftiger Blumen in sich bewahren und vereinen. Es stimmte Alles zusammen: die hübschen Zimmer, in welchen man sich befand, die Kunstwerke, die Oelbilder, die Gipsbüsten, die Portraits und die

Kupferstiche, welche die Wände bedeckten, die Geräthe des Theetisches, die bescheidene und doch gewählte Kleidung der Hausfrau, ja selbst die Haltung der Gäste, deren verschiedene Charaktere und Denkweisen sich hier, wie die verschiedenen Instrumente eines Orchesters unter der Leitung eines geschickten Dirigenten, zu einer bestimmten Tonart und zu einem gemessenen Takte bequemen mußten. Dadurch geschah freilich hier und da der Individualität Abbruch, aber die Gesammtheit gewann für den Augenblick dabei, und die Gesellschaft ist ein Werk des Augenblicks.

Bei all den angenehmen Eindrücken, welche ich an jenem Abende empfing, blieb aber immerfort eine gewisse Unruhe in mir rege; und es kamen Augenblicke vor, in welchen die Gräfin mir wie entrückt, ja nahezu unerfaßbar erschien, weil sich fortdauernd jenes Bild, das ich nicht zu bannen vermochte, zwischen sie und mich drängte, und in dem unablässigen Bemühen ein Nichtvorhandenes zu gewinnen, lief ich Gefahr, mir das Vorhandene entgehen zu lassen.

Ich war mir selbst lästig in diesem Zustande, denn ich störte mich in meinem eigenen Vergnügen,

als die Gräfin zufällig die Frage an mich richtete, ob sie recht gehört habe, und ob ich eine Königsbergerin sei?

Ich bejahte das, und nun mit einemmale, mit der bloßen Nennung meiner Vaterstadt, war mir das Räthsel gelöst, das mich den ganzen Abend hindurch beschäftigt hatte. Nun wußte ich, wo ich das Gesicht gesehen, das zwischen mir und der Gräfin gestanden hatte. Nun sah ich es ganz deutlich vor Augen, das Kabinet im Warschauer'schen Hause zu Königsberg mit dem Miniaturbilde der Dame im schwarzen Amazonenkleide, deren feiner Kopf mit seinen kleinen braunen Locken sich so schlank über dem hohen Stuartkragen emporhob; und von der Erinnerung wie von einer Entdeckung hingerissen, sagte ich: „Ich habe in meiner Kindheit und Jugend oftmals das Bild einer Frau von Lützow gesehen, das mich immer sehr interessirt hat, weil es so anziehend, und weil die Dame die Frau des Generals von Lützow war, der die schwarzen Jäger geführt hat; das Bild —"

„Sie kennen also die Warschauer'sche Familie, nach der ich Sie eben fragen wollte?" fiel mir die Gräfin in die Rede.

„Waren Sie denn jemals in Königsberg?" gegenfragte ich.

„Gewiß! es ist ja mein Bild, das Sie gesehen haben!"

„Die Frau des General von Lützow?" wendete ich verwundert ein.

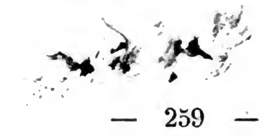
„War ich!" wiederholte die Gräfin. „Ich war früher mit dem General von Lützow verheirathet. Wir haben uns getrennt; und ich habe dann meinen Familiennamen wieder angenommen, weil es mir immer unschicklich vorgekommen ist, wenn Frauen den Namen eines Mannes fortführen, von dem sie sich geschieden haben.

Sie brach ab, und ich fühlte mich verlegen darüber, unwillkürlich peinliche Erinnerungen in ihr wach gerufen zu haben. Mit der Weltgewandtheit und Güte, welche ihr eigen waren, half sie mir jedoch darüber fort, indem sie sich nach ihren Königsberger Bekannten erkundigte; und wenn ich nun auch den störenden Gedanken los war, welcher mich zu Anfang des Abends hingenommen hatte, so war ich dafür um so begieriger geworden, etwas Näheres von dem Lebensschicksal der Gräfin kennen zu lernen, welche durch die Poesie, die sich an den Namen des

General von Lützow knüpfte, ein neues Interesse für mich gewann.

Was jetzt, seit die Biographie der Gräfin von Ahlefeld veröffentlicht worden, über ihren Lebensweg bekannt ist, das erfuhr ich damals sehr allmählig, erfuhr es aus den verschiedensten Quellen, und hatte mir aus den Schilderungen, welche Zuneigung und Abneigung mir machten, das Bild von der Vergangenheit der Gräfin zusammenzusetzen, und es in Einklang mit dem Wesen der Frau zu bringen, deren Anmuth und Liebenswürdigkeit mir durch alle die Jahre, in welchen ich sie sah, nur immer größer erschienen sind.

Was die Gräfin vor allem Andern auszeichnete, war, wie mich dünkte, ein lebhafter Hang zum Verehren und zum Bewundern des Guten, des Schönen und Erhabenen, mit welchem die Neigung Hand in Hand ging, sich den Menschen dienstbar anzuschließen, welche das von ihr verehrte Schöne und Erhabene in irgend einer Weise in sich selbst darstellten oder sonst zur Erscheinung brachten. Aus diesem Zuge, der in seiner Wesenheit ein ächt weiblicher und zugleich ein religiöser ist, erklärt sich im Hauptsächlichen ihr ganzes Leben, stammen ihre Eigenschaften



und ihre Mängel, ihre Leistungen und ihre Irrthümer.

Sie war tieffühlend und enthusiastisch, von raschem Entschlusse und von ausdauernder Beharrlichkeit, und wie sie diese, sich sonst oft entgegenstehenden Eigenschaften in sich verband, so war sie, trotz aller der Hingebung, welcher sie fähig war, eine viel zu energische Natur, um sich selbst und ihr eigenes Wohl und ihr eigenes inneres Genügen jemals aus den Augen setzen zu können. Sie besaß, um es klar auszudrücken, jenen bei reich begabten Menschen gar nicht seltenen verfeinerten Egoismus, der einen Genuß im Leisten, im Hingeben, im Beglücken, im Verpflichten findet. Sie war eine Aristokratin des Herzens. Man mußte sie lieben, weil ihre Art des Verpflichtens so anmuthig, so hinnehmend war, und man konnte, das bin ich gewiß, keine verläßlichere Freundin, keine angenehmere Gefährtin finden, als diese Frau, so lange man in der Verfassung blieb, sie frei ihrer großmüthig liebenswürdigen Neigung folgen, und sich von ihr erfreuen zu lassen, wie es ihr ein Genügen war. Ob sie im Stande war, sich die gleichen Verpflichtungen auflegen zu lassen, und von Andern zu empfangen,

was sie gewährte, ob sie überhaupt geneigt war, sich auch nur den moralischen Zwang der Gegenseitigkeit gefallen zu lassen, den zuletzt jedes dauernde Verhältniß beiden Theilen aufnöthigt, ist mir nach der Kenntniß, welche ich später von ähnlichen Charakteren erlangt habe, mehr als zweifelhaft.

Es lag in dem Wesen der Gräfin Ahlefeld, neben jener religiösen Verehrung für das Gute, das entschiedenste Unabhängigkeitsgefühl, das sich, so gehalten und formell sie sich gab, nicht nur in der Selbstständigkeit ihres Urtheils, sondern in noch viel höherm Grade in der Freiheit ihrer Handlungsweise kund gab.

Frei, und nur dem eigenen Bedürfen, der eigenen Neigung und dem eigenen Sittengesetze folgend, hatte sie sich, eine vielumworbene reiche Erbin, dem Jägergeneral von Lützow zum Weibe angetragen, als dessen Großthaten ihre Begeisterung für ihn erregten. Entschlossen sich selbst zu erretten, hatte sie sich von ihm getrennt, als sie einsehen lernen, daß diese Ehe ein Fehler und ein Mißgriff gewesen war. Mit demselben Zuge der Verehrung und mit demselben ganz auf sich allein gestellten Unabhängigkeits- und Freiheitssinn, war sie die neue Verbin-

dung mit Immermann eingegangen, dem sie, nach dem Urtheil von Augenzeugen, die liebenswürdigste und hingebendste Gefährtin gewesen sein soll, so lange er sich auf die Weise von seiner Freundin beglücken ließ, welche sie für die angemessene erkannte.

Bei der größten Feinheit im Ausdruck, bei einer wahrhaft edeln Haltung und einer Rücksicht auf die Formen der Gesellschaft, die nicht vorsichtiger sein konnte, hatte sie doch allen Regeln der hergebrachten Sitte und der Convention, stolz auf ihr eigenes Bewußtsein gestützt, entschieden Trotz geboten; und es lag in der Erscheinung der Gräfin, in der Zeit, in welcher ich sie kennen lernte, doch eine so sanfte matronenhafte Würde, ein solch stilles Insichberuhen, daß man völlig vergaß, diese Frau sei einst, jung und von starken Leidenschaften erschüttert, mit der Sitte und der öffentlichen Meinung in offenem Zwiespalt gewesen.

Eigentlich geistreich ist die Gräfin Ahlefeld mir nicht erschienen, sie hatte jedoch sehr viel Verstand und durch ihn eine ungewöhnlich feine Beobachtungsgabe, mit der sie in jedem Menschen sein Bestes zu erkennen und zu Tage zu fördern wußte. Sie besaß die Kunst anregend zu fragen, und mit einer so liebe-

vollen Theilnahme zuzuhören, daß sie dem Sprechenden Lust machte, sein Möglichstes zu thun, um ihr für ihren Antheil zu danken. Es war eine Freude, sie mit dem kleinen Kreise von jungen Männern verkehren zu sehen, welchen sie damals um sich versammelt hatte, und von dem jeder Einzelne ihr mit der dankbarsten Verehrung anhing. An der Art, in welcher sie das Talent und die Leistungen derselben zu pflegen, zu ermuthigen und anzuerkennen wußte, an der linden Behutsamkeit, an der feinen Vorsicht, welche sie für jeden nur einigermaßen bedeutenden Menschen hatte, der in ihre Nähe kam, ließ es sich ermessen, was ihr liebevolles Eingehen auf seine Arbeiten und Schöpfungen für Immermann gewesen sein mußte; und es erklärte sich dadurch der Einfluß, welchen sie auf ihn geübt, und wie sie, die wesentlich ältere Frau, den thatkräftigen und energischen Mann so lange an sich zu fesseln vermocht hatte. Aber es hatte auch sicher die ganze Mannesnatur eines Immermann dazu gehört, in einem solchen weichen Zauberbanne er selbst zu bleiben, und sich loszureißen, als er zu fühlen begann, daß er sich selber zu befreien und zu erretten habe, wollte er bleiben, was er war — ein ganzer, freier Mann.

Die Gräfin Ahlefeld sprach von dem General von Lützow in der Gesellschaft selten; von Immermann habe ich sie in Gegenwart mehrerer Personen niemals reden hören. Erst in spätern Jahren, als ich in Stahr's Begleitung bei ihr war, der sie schon gekannt hatte, als sie noch mit Immermann zusammen in Düsseldorf gelebt, erwähnte sie einst plötzlich eines Abends, den sie mit Immermann und Stahr und Theodor von Kobbe gemeinsam und heiter im Bremer Rathskeller zugebracht, und sie pflegte danach Immermann's öfter zu gedenken und auf die Vergangenheit und auf seine Arbeiten zurückzukommen, wenn wir sie bei einem Besuche allein fanden, oder sie uns allein in unserer Wohnung traf.

Sie sprach einmal mit Stahr ausführlich über dessen Biographie von Immermann, und erzählte einige charakteristische Eigenheiten desselben, aber auch hier blieb sie vollkommen Herr über sich selbst, und wer nicht im Voraus von dem Verhältniß Kunde gehabt hätte, das zwischen ihr und Immermann obgewaltet, hätte schwerlich auf die Liebe schließen können, welche sie dem Dichter einst verbunden, oder den Schmerz zu ermessen vermocht,

welchen die Trennung von demselben ihr später verursacht hatte. Nur ein einzigesmal gab eine Aeußerung es kund, was in ihr vorgegangen sein mußte, und wie man bei dem Aufleuchten des Blitzes plötzlich durch die Dunkelheit erkennt, auf welchem Grund und Boden, und in welcher Umgebung man sich befindet, so hellten die wenigen Worte mir auf, was mir an dem Wesen der Gräfin früher unverständlich gewesen war, und machten mich über ihre Stärke, Selbstbeherrschung und Consequenz erstaunen, während ihre Güte und ihre ungewöhnliche Liebenswürdigkeit und Feinheit immer denselben sanften, einspinnenden Zauber für mich behielten.

Man befand sich in ihrer Nähe wie in einer linden Luft, aber es erzitterte in derselben überall der Ton einer schmerzlichen Entsagung. Wie konnte es auch anders sein? Für eine Frau, welche in den Tagen ihrer Kraft Männer wie den General von Lützow, wie den tapfern Fersen, wie Immermann an sich gefesselt, welche im Mittelpunkte der geistigen Bewegung stehend, große und thatkräftige Zeiten an sich vorübergehen sehen, mußte das Alter an sich etwas doppelt Trauriges haben. Und als die Gräfin dann später zu kränkeln und von den Schwächen und

Krankheiten des Alters zu leiden begann, konnte man kaum Trauer darüber empfinden, als sie starb, wenn schon man nicht aufhörte zu wünschen, daß sie noch leben und man sich ihrer sanften Nähe noch erfreuen möchte.

Vierzehntes Kapitel.

In der Mitte des Juni rückte die Zeit heran, welche ich für meine Abreise bestimmt hatte. Nach langem Wählen und Prüfen, nach mancherlei Erörterungen mit meinem Vater war ich dahin gekommen, eine Reisegefährtin zu finden, die sich mir und meinen Planen und Absichten anzupassen verhieß. Sie war eine Berlinerin, fünfzig Jahre alt, unverheirathet, die Tochter eines wohlhabenden Handwerkers, die eine verhältnißmäßig gute Erziehung genossen, und Alles in Allem genommen auch einen sehr guten Charakter hatte. Heiter und lebenslustig wie ein junges Mädchen, bedürfnißlos und ausdauernd wie wenig andere Frauen, hatte sie sich schon in der Welt umgesehen und verschiedene größere und kleinere Reisen gemacht. Ich durfte hoffen, von ihr nicht verlassen zu werden, wenn mir auf der Reise irgend ein Unfall zustoßen sollte, und sie konnte

sich von dem Reisen mit mir mancherlei Annehmlichkeiten und Vortheile, mancherlei Bekanntschaften und Förderungen versprechen, die ihr ohne mich unzugänglich geblieben wären. Mein Vater war beruhigt, da er ein älteres Frauenzimmer an meiner Seite und mich also nicht hülflos wußte, und wir sind denn während der acht Monate, welche meine Reisegefährtin neben mir zubrachte, auch gut genug mit einander fertig geworden.

Es war mir sonderbar zu Muthe, als ich meinen Reisepaß aus dem Ministerium des Innern mit seinen Visa's für die verschiedenen Länder — und wieviel Länder hatte Italien damals noch — auf meinem Tische vor mir liegen sah, als ich die Einführungsbriefe, mit denen meine Freunde mich ausgestattet hatten, und das Reisegeld und die Akkreditive durchmusterte, die ich mitzunehmen dachte. Ich hatte eine große Genugthuung darüber, aber ich könnte nicht sagen, daß ich eigentlich froh gewesen wäre.

Was man aus eigener Kraft erreichen konnte, das besaß ich nun, das hatte ich erreicht, und während so manche meiner weiblichen Bekannten mich um meines Looses Willen jetzt glücklich priesen

war jener erste Rausch der Freude über meine Freiheit, den ich auf der Reise in Böhmen gefühlt, schon lange in mir verklungen, wußte ich auf das Bestimmteste, daß Alles, was mir an äußerm und innerm Erwerbe zu Theil werden konnte, mir auf die Dauer kein Ersatz für jene Liebe sein würde, welche ein Menschenpaar ausschließlich an einander knüpft, und die jemals zu finden ich jetzt keine Hoffnung mehr hegte.

Ich hatte allerdings noch meinen theuren Vater, den ich liebte, wie man einen Vater nur zu lieben vermag, ich hatte meine Geschwister, an denen ich hing, hatte Freunde, die mir theuer waren, und besaß die Neigung und das Vertrauen aller dieser Menschen; aber diese Güter, die ich nach ihrem vollen Werthe schätzte, und die Unabhängigkeit und die Anerkennung, deren ich genoß, sie waren mir im Grunde doch Nichts als ein Trost, als eine Erfrischung und Stärkung, die mich in der Entsagung aufrecht erhielten. In aller der Freiheit, um die ich mich hier und da beneidet sah, und aus welcher die Mehrzahl der Frauen, die sie zu ersehnen behaupteten, Nichts als eine Qual für sich selbst zu machen gewußt haben würden, denn der verständige

Gebrauch einer großen Freiheit fordert einen festen Sinn, schwebte immer, wie die Feuersäule vor den in der Wüste wandernden Juden, jener schon oft angeführte Ausspruch Göthe's vor meiner Seele: „Und wenn das dort nun hier wird, ist Alles nach wie vor, und das Herz sehnt sich nach entschwundenem Labsal."

Mit einer halb frohen, halb elegischen Stimmung schnallte ich am Abende vor meiner Abreise meinen Koffer zu, und auch am Morgen meines Aufbruchs fühlte ich mir das Herz beengt. So mag es einem Kranken sein, der nach mancherlei vergeblichen Versuchen sich herzustellen, sich zu einer Kur, zu einer Badereise anschickt, von der man ihm mit einer gewissen Zuversicht Heilung verheißen hat.

Ich sagte mir, daß ich reise, um die Welt zu sehen und mich auszubilden, und mein Gewissen fügte innerlich hinzu: Du willst versuchen, ob Du nicht lernen kannst, Dir im Leben ein für allemal selbst genug zu sein.

Während ich mich ankleidete, während meine Tante, bei der ich die Nacht vor der Abreise zugebracht, weil ich meine Möbel und Sachen schon zum Aufbewahren in eine Remise geschickt hatte,

mir freundliche Hülfleistungen anbot, und mein Bruder und meine Schwester sich liebevoll in meiner Nähe hielten, kam es mir eigentlich äußerst thöricht, ja ganz unbegreiflich vor, daß ich so in die weite Welt hinein gehen wollte, in der ich eigentlich gar Nichts zu holen hatte. Sie erschien mir so groß diese Welt, so leer, so fremd! Ich hatte einen Augenblick, in dem mir vor meiner Reise und vor der Fremde graute.

Unzählig oft hatte ich mich gefragt, ob es mir möglich sein würde, nun ich meine Liebe für Heinrich überwunden hatte, nun ich vierunddreißig Jahre alt und freien Herzens war, eine sogenannte Vernunftehe zu schließen? ob ich im Stande sein würde, mich in einer auf gegenseitige Achtung gegründeten Verbindung wohl zu fühlen, und mich einem Manne hinzugeben, ohne daß die höchste Liebesleidenschaft mir diese Hingabe zum Genuß und zur Nothwendigkeit machte? Und immer hatte ich mir letztlich diese Frage aus tiefster Ueberzeugung mit Nein beantwortet.

Hätte aber an jenem Morgen ein von mir geachteter Mann mir seine Hand angetragen und mich zum Weibe begehrt, ich glaube, ich würde seinen Vorschlag angenommen haben, so schmerzlich dünkte mich

das einsame Fortgehen, so wenig hielt ich es für möglich, noch wahre Liebe für mich zu finden, so überwältigend wirkte der Augenblick.

Die Meinen geleiteten mich nach dem Bahnhof, wir trennten uns mit Thränen! Aber wie der Augenblick niederdrückend wirkt, so wirkt er auch erheiternd, und der schöne helle Sommermorgen, und das vergnügte Gesicht meiner Reisegefährtin verscheuchten die Schwermuth allmählich, welche ungeahnt von den Meinen die letzten Tage auf mir gelastet hatte. Es wäre mir ganz unmöglich gewesen, irgend einem Menschen zu zeigen, daß ich mich zaghaft fühlte, vor einem selbstgefaßten Entschlusse, vor einem lang ersehnten Ziele. Und es ist sicherlich gut, wenn man sich gewöhnt, solche Aufwallungen, wie berechtigt sie immer sein mögen, in sich zu verschließen und mit sich selber abzumachen. Bei aller Wahrhaftigkeit, die wir gegen uns ausüben mögen, kommen doch Stunden, in denen wir uns mit einer vorübergehenden Selbsttäuschung am Besten beschwichtigen; Stunden, in denen Nichts uns weniger frommt, als wenn ein Anderer uns einräumt, daß wir Ursache zur Beschwerde, zum Kleinmuth, zum Verzagen haben. Und wie in tau=

send Verhältnissen eine Handvoll Gewalt weit besser ist als ein ganzer Sack voll Recht, so ist bisweilen bei ehrlichen und wahrhaftigen Naturen ein kleiner forthelfender Selbstbetrug ein weit höherer Segen als das erhabenste aber niederschlagende Zugeständniß reiner Wahrheitsliebe.

Ich hatte mir, nachdem wir ein paar Stunden von Berlin entfernt waren, meine Sache innerlich wieder ganz hübsch zurecht gelegt. Was mich drückte, hüllte ich mir in die Schleier der Vergessenheit, was mir fehlte, philosophirte ich mir fort, und wie man mitunter, des Effektes wegen, eine schöne Façade vor einem baufälligen Hause aufführt, so stellte ich mir alle meine lachenden Aussichten in Reih und Glied neben einander auf, und fand bald wieder lebhaftes Vergnügen und großes Behagen an der selbstgeschaffenen Herrlichkeit.

Die Eisenbahnen reichten damals noch nicht weit, und das Fahren in den Schnellposten war bei der guten Jahreszeit recht angenehm. Das Wetter war vortrefflich. In den kleinen wohlangebauten Fürstenthümern, von denen man man alle anderthalbe Stunden ein anderes passirt hatte, in Reuß, Greiz, Schleiz, Lobenstein hingen die schönsten reifen

Kirschen an den Bäumen und wurden für geringe Preise feilgeboten. In Baireuth blühten die herrlichsten Rosen und eine Rose von Erz steckte auch in dem Knopfloch der Jean Paul Statue.

Jeder Tag brachte Neues! Nach zwei Tagen dünkte es mich, als hätte ich Berlin schon lange verlassen, als wäre ich schon lange mit meiner Reisegefährtin zusammen. Die Zeit mißt sich nach dem Erleben ab, und ist lang oder kurz, je nachdem sie für uns mit Ereignissen und Erlebnissen ausgefüllt ist.

In Nürnberg führte der vortreffliche greise Professor Heideloff, der Conservator der dortigen Kunstschätze, mich überall herum. Ich hatte ihn ein Jahr vorher bei der Dampfschifffahrt zwischen Prag und Dresden kennen lernen, als er von der Architekten-Versammlung zurückgekehrt war; und er erfüllte sein Anerbieten, mir Nürnberg zu zeigen, in der freundlichsten und zuvorkommendsten Weise. Es war die erste wahrhaft mittelaltrige Stadt, welche ich kennen lernte, die erste Stadt, in der die Bauten und Kunstwerke aus dem Gemeinwesen und Gemeinsinn des Volkes naturwüchsig entstanden waren. Das fiel mir auf, und das Vorzügliche der Leistungen begriff

ich. Weil ich aber noch keine alte Stadt gesehen hatte, dünkten mich manche Straßen und Plätze häßlich, die mir fünfzehn Jahre später, als ich wieder einmal, mit reiferer Bildung und mit einem durch vielfache Erfahrung berichtigten Maaßstabe nach Nürnberg kam, förmlich imponirend entgegentraten. Mit der sogenannten vielbeliebten Frische und Richtigkeit der ersten Eindrücke ist es in der Regel ein übel Ding, und ich habe an mir selber Gelegenheit gehabt, ihnen mißtrauen zu lernen, und gegen die Naivetät, mit welcher die unfertige Bildung ihre frisch gewonnenen Anschauungen auf gut Glück dem Publikum übergiebt, ein Bedenken zu haben. Nichts fordert mehr Reife, als schnelles Sehen und Beobachten, und Nichts wird doch für leichter erachtet. Ich könnte ganze Reihen ergötzlicher Anekdoten von den Mißgriffen erzählen, welche ich in dieser Beziehung theils begehen sah, theils selbst begangen habe; und hier und da findet sich wohl die Gelegenheit, eine davon zum Besten zu geben.

Wir gingen von Baireuth nach Stuttgart, wo ich Franz Dingelstedt, der damals dort Bibliothekar war, flüchtig kennen lernte, nahmen dann unsern Weg durch das reizende Enzthal und verweilten

ein paar Tage in dem schattigen Wildbade, von wo wir uns nach Baden-Baden wendeten, weil ich meinen, mir lange schon befreundeten und doch von Angesicht noch unbekannten Vetter August Lewald, dort zu besuchen wünschte.

Lewald war im Jahre fünfundvierzig ein Mann in den besten Jahren und in den besten Verhältnissen. Ohne groß zu sein, sah er mit seinem wohlgebauten Kopfe, mit seinen schönen braunen Augen, mit der gebogenen Nase und mit seinem großen Schnurbart, dem alten Blücher ähnlich, und glich doch auch wieder meinem Vater und dessen Brüdern in gewissen Zügen. Das sprach mich gemüthlich an, und die Wärme und Herzlichkeit, mit denen er mich begrüßte, würden ihn mir lieb gemacht haben, wäre ich ihm nicht ohnehin schon herzlich dankbar verbunden gewesen.

Er redigirte damals noch die „Europa“, war mit andern eigenen Arbeiten beschäftigt, und hatte daneben eine große journalistische Correspondenz, wie sie seiner lebhaften Thätigkeit entsprach. Seine Vermögensverhältnisse waren günstig, und er baute eben in jener Zeit mit großer Vorliebe an einer Villa auf der Höhe unterhalb des Schlosses, die er

künftig beständig zu bewohnen beabsichtigte. Das Haus war nahezu fertig, er hatte viel Geschmack und Kunstsinn in der Anlage bewiesen und in demselben bereits Alles vereinigt, was er in seinem viel bewegten Wanderleben an Kunstgegenständen und Raritäten zusammengebracht. Er ließ mich diese besehen, sprach von seiner Absicht, die „Europa“ abzugeben, sich ganz von der Journalistik zurückzuziehen, und genoß nach einem arbeitsvollen Leben mit unverkennbarem Vergnügen die Aussicht auf ein sorgenfreies und behagliches Alter.

Ich hatte viel Freude an ihm, und das um so mehr, weil er mir zu denken gab, und weil ich während der vier oder fünf Tage, welche ich mit ihm in Baden verlebte, wie bei dem Schütteln eines aus vielfachen Elementen wunderbar zusammengesetzten Kaleidoskops, immer neue Bilder von ihm und seiner Eigenthümlichkeit gewann.

Saßen wir an dem Mittagstische des Gasthofes, in welchem wir speisten, so war er ganz Lebemann. Die Zubereitung der einzelnen Speisen, die Champignons an der Sauce, die Trüffeln an der Pastete, die Feinheit des Filets und die Blume des Weines beschäftigten ihn ernstlich. Er setzte ihren Werth

auseinander, erklärte mir, wie er nur eine einzige Mahlzeit am Tage nehme, wie er aber dafür auch fordere, daß diese künstlerisch und vollendet zubereitet sei — und ich hörte ihm zu, wie man einem geistvollen Künstler zuhört, der eine seiner Lieblingsrollen darstellt.

Nachmittag, wenn wir vor dem Conversationshause den Kaffee einnahmen, stand das Kaleidoskop schon anders. Lewald hatte dann in der Regel eine größere Gesellschaft um sich, und war ungemein unterhaltend und vielseitig. Er neckte, hudelte und ermunterte ein paar junge Literaten, die er seine apprentis journalistes nannte, und die seine Adjutanten bei der Redaktion der „Europa" sein mochten; er stritt gegen die radikalen aber immer geistvollen und originellen Behauptungen von Georg Herwegh, der zu einem kurzen Besuche zu ihm nach Baden gekommen war. Er sprach mit Justinus Kerner von guten gemeinsamen Bekannten, brachte ihn dazu, einzelne Züge aus dem Seelenleben, wie Kerner dieses auffaßte, zum Besten zu geben, vermied es mit komischer List, eine Dame, die sich uns nahen wollte, zu sehen, zog eine andere Person, der er mich vorzustellen wünschte, an seinen Kreis heran,

setzte das Wesen der modernen Oper heiter und trotz der Flüchtigkeit deutlich auseinander, zergliederte mit und vor seinen Adjutanten einige neuere literarische Arbeiten, nannte mir alle Vorübergehenden bei Namen, die mich irgend interessiren konnten, erklärte mir die einzig richtige Art den Kaffee zu bereiten; und als dann Sabine Heinefetter dazu kam, die ich schon in meinem Vaterhause vor Jahren hatte kennen lernen, und die wiederzusehen mir Vergnügen gemacht, waren Beide bald in die unerschöpflichen Bereiche der Theatergeschichten und Theateranekdoten gerathen, und brachten uns damit in ein unaufhörliches Lachen, denn Beide gingen bis an die äußerste Grenze des Erzählbaren, ohne diese doch jemals zu überschreiten. — Daß ein Mann von dieser Vielseitigkeit der Interessen, von einer solchen Fülle des Wissens, und von dieser Leichtigkeit und Eleganz der Mittheilung zum Redakteur einer Zeitschrift wie geschaffen war, mußte Jedem einleuchten. Er war nicht eigentlich gelehrt, aber er hatte sehr viel und mit Geist gesehen und erlebt, viel Menschen gekannt, war höchst unterrichtet, voll eigener scharfer Beobachtung und verstand das Zusammenfassen und das Folgern in der glücklichsten Weise.

Wenn er dann einmal mit mir allein spazieren ging, was ein paar Mal geschah, so trat nur der ältere Verwandte und der treue ehrliche Berather an ihm hervor, der er mir durch Jahre bereits gewesen war; aber zugleich fiel es mir dann auf, daß er jenen Zug zur Romantik und zu dem Katholizismus, wie er zu Anfang unseres Jahrhunderts in den Menschen lebendig und auch in ihm in einer gewissen Epoche sehr vorherrschend gewesen war, nicht verloren, sondern durch sein ganzes bewegtes Leben hindurch in sich bewahrt hatte.

Da ich nach Italien gehen wollte, war es natürlich, daß sich das Gespräch zwischen uns mehrfach auf den Katholizismus wendete, und Lewald gestand mir dabei, daß er mit meiner religiösen oder vielmehr, wie er es mit Unrecht nannte, irreligiösen Richtung nicht einverstanden sei. Er meinte: das Gemüthsleben des Menschen und vor Allem der Frauen könne den Hinblick auf ein Unendliches, Mächtigeres und Allweises nicht entbehren, ohne ein unglückliches zu sein, ohne zu verarmen, und er getröstete sich, daß der Anblick der Kunstwerke, welche in Italien während des Mittelalters aus der Fülle des Glaubens erschaffen worden seien, mir den Sinn

für dasjenige erschließen würden, was mir bis jetzt noch fern und unerfaßbar sei.

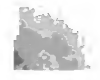
„Wenn Du die Madonnen Francia's, wenn Du die Engel des Fiesole und die Heiligen und Märtyrer des Fra Bartolomeo sehen wirst, so wird Dir wohl die Erkenntniß kommen, daß in diesen Menschen eine Empfindung und ein Glaube mächtig gewesen sind," sagte er sehr ernsthaft zu mir, „die zu besitzen ein hohes Glück sein muß, und aus deren Macht und Tiefe sich andere Werke erschaffen lassen, als diejenigen, welche der Verstand und die irdische Leidenschaft erzeugen."

So eindringlich er zu mir sprach, wäre er mir mit diesen Ermahnungen in noch viel höherem Grade ein Gegenstand des Erstaunens geblieben, hätte ich mich nicht erinnert, daß ich unter den Papieren, welche ich in dem Nachlaß seiner Mutter gefunden, auch ein Dokument in Händen gehabt, in welchem sich Lewald als ganz junger Mann mit heiligen Eiden einem Illuminaten- oder Rosenkreuzerorden einverleibt hatte. Es lag also in seiner Organisation offenbar der Zug zu dem mystisch Unbegrenzten, und als ich später erfuhr, daß er auf den Wunsch seiner katholischen Gattin, an der er mit großer

Liebe hängt, zum Katholizismus übergetreten sei, habe ich darin nur eine consequente Entwicklung seiner Natur, nicht etwa eine Laune oder gar eine Berechnung gesehen. Er ist Katholik und Monarchist aus seiner innersten Natur heraus. Das konnte man später recht deutlich erkennen, als das Jahr achtundvierzig herangekommen war; und welche Wandlungen er auch durchgemacht, er ist sich, d. h. seiner Wesenheit, in denselben ganz entschieden treu geblieben.

Ich versprach denn meinem Vetter, auf seine Ermahnungen zu achten, und in Italien die Malerei und die Kunst, und namentlich die Poesie des Katholizismus ohne Widerstreben auf mich wirken zu lassen. Ich habe das auch gethan, und habe durch eine fortgesetzte liebevolle Beschäftigung mit der Kunst, große Freude und mancherlei Förderung gewonnen. Aber die Saat trägt nicht die gleiche Frucht auf jedem Boden. Italien hat mich nicht katholisch, nicht romantisch gemacht, wenn schon ich es dort gelernt habe, die Romantik zu verstehen, und es anzuerkennen, daß für gewisse Organisationen der Katholizismus das entsprechendste Element ist. Und da die Menschennatur im Allgemeinen sich nicht

ändert, da es immer Menschen geben wird, die nicht in sich allein beruhen, und mit den gegebenen Bedingungen der Existenz, sei es aus Maaßlosigkeit, aus übertriebenen Ansprüchen, aus phantastischer Sehnsucht oder aus unbegrenzter Empfindung, nicht fertig werden können, so wird die Welt einer diesen Organismen entsprechenden Religion schwerlich jemals entbehren können; welche äußere Gestalt daher das neue Italien dem Papstthum zu geben auch nöthig haben wird, der Katholizismus oder eine ihm ähnliche Cultusform, wird immer ein Bedürfniß für eine große Anzahl von Menschen bleiben. Ja es kommt mir oftmals vor, als werde die Welt sich einst rein zwischen Glaubenden und Denkern, zwischen Katholiken und Spinozisten theilen, und als werde letztlich, da jede Religion ihrem Bekenner auch sein politisches Glaubensbekenntniß aufprägt, auch die politische Zukunft der Welt danach immer nur zwischen denen der Religion entsprechenden zwei Formen sich bewegen können. Wer selbst denkt muß sich selbst beherrschen und regieren, wer sich den Weg zu seiner innern Befriedigung von Andern vorzeichnen läßt, muß sich auch in seinen Lebensverhältnissen von Andern leiten lassen, muß einen



Herrn und womöglich einen absoluten Herrn haben. Mittelzustände können sich noch durch Jahrhunderte aufrecht erhalten, aber die Vernunft hat eine consequente Nothwendigkeit, der auf die Länge nicht zu widerstehen ist. Da die Freiheit auf religiösem Gebiete die Freiheit auf allen andern Gebieten nothwendig zur Folge hat, so hat auch der Autoritätenglauben mit seiner Selbstentäußerung seine innere Nothwendigkeit, — und ich kann mir es nicht anders vorstellen, als daß die Welt sich einst zwischen freidenkenden Republikanern und katholische Despotien vertheilt. Denn die eigentliche dauernde Lebensfähigkeit wohnt schließlich nur den reinen, ungebrochenen Principien und Kräften inne, und der ganze Kampf unserer Zeit ist der Kampf dieser Principien und der Kampf um ihre Verwirklichung.

Fünfzehntes Kapitel.

Mit einer Menge von neuen Vorstellungen, von neuen Bekanntschaften und Eindrücken bereichert, verließ ich Baden. Mein nächstes Verweilen sollte Interlaken sein, und dort, in der Mitte dieser eben so lieblichen als großartigen Natur, sah ich, unserer Verabredung gemäß, Therese von Bacheracht zum ersten Mal wieder.

Ich hatte mich in einer Schweizerpension in Unterseen einquartirt, sie wohnte in der großen Allee von Interlaken, aber das hinderte uns nicht, uns alltäglich zu sehen, viel beieinander zu sein und uns näher und näher zu treten, bis wir uns zu einer Freundschaft verbanden, die bis an das Lebensende der geliebten Frau gedauert hat, und die ich als eines der höchsten Güter erachte, welche mir im Leben zu Theil geworden sind.

Wir wußten im Ganzen noch recht wenig von

einander, als wir uns in der Schweiz zusammen fanden. Therese hatte ein paar Bücher von mir, ich ein paar Bücher von ihr gelesen, und wir hatten uns ein paar mal gesprochen. Unsere Vergangenheit hatte nichts Gemeinsames, unsere Stellung im Leben war sehr verschieden, unsere Ueberzeugungen waren es fast noch mehr. Woher uns der lebhafte Zug der Neigung gekommen, die uns von dem ersten Begegnen ab zu einander geführt, das würde kaum zu erklären sein, wäre Therese nicht so schön, so ungewöhnlich anziehend gewesen, und hätte ich eine weniger große Empfänglichkeit für Schönheit gehabt.

Es waren zuerst ihre äußeren Vorzüge, die mich an sie fesselten. Es machte mir so großes Vergnügen, sie anzusehen, ihre Bewegungen zu betrachten, ihre liebliche Stimme und die heitere kluge Anmuth ihres Wortes zu vernehmen. Dann gewannen ihre unvergleichliche Güte und Freundlichkeit mir das Herz, und ich hatte schon manche Tage neben ihr gelebt, ohne viel daran zu denken, wie klug sie sei, wie fein sie beobachtete, und wie sie oft geistvoll und eigenthümlich auszudrücken wußte, was sie gedacht hatte.

Weil sie vollkommen anders war als ich, und

weil sie mir doch so sehr gefiel, trat mein ganzes eigenes Ich vor ihrer Betrachtung zurück, und ich glaube, ich habe eben deshalb das Bild keines andern Menschen objektiver in mir aufgenommen, als das ihre. Ich wurde anfangs still und ruhig vor ihr, wie vor einem Kunstwerk, und ich hatte dabei fortwährend den Wunsch: wenn du doch wärest wie sie! — Ich begehrte damit nicht ihre Schönheit, ich dachte auch natürlich nicht daran, es ihr nachzumachen, wie sie ging und stand, aber ich sah mit Bewunderung, daß sie alle ihre Anlagen vollständig zu einem Ganzen durchgebildet hatte, so daß Nichts, aber auch Nichts, störsam an ihr auffiel; und was ihr Betrachten in mir anregte, war nur das Verlangen nach dieser Selbsterziehung und Selbstbeachtung, die aus sich zu machen strebt, was die persönlichen Anlagen eben verstatten. Es sollte Jeder, weit mehr als man es leider thut, danach trachten, den Ring zu finden, der die geheimnißvolle Kraft besitzt, vor Gott und Menschen angenehm zu machen; denn die Macht des Guten und Wahren wird größer, wenn sie sich in gefälliger Form offenbart, und wer auf diese Weise auf Andere eine förderliche Wirkung auszuüben lernt, der wird durch das wohlthuende

Bewußtsein, auf seine Umgebung einen günstigen Eindruck hervorzubringen, in der Regel nur immer schöner, besser und milder.

Sah man Therese in der Welt, in der Gesellschaft, in ihrem Hause, so hatte sie stets die gleiche sanfte Miene, stets die gleiche Achtsamkeit für Andere, immer das gleiche Bestreben, ihnen angenehm zu sein. Einen Dienst leisten, eine Gefälligkeit erzeigen, helfen zu können, war für Therese ein Genuß, und sie war erfinderisch in der Möglichkeit, sich diese Genugthuung für ihr Herz zu schaffen; denn mitten in dem Luxus, mitten in den Vorzügen, welche ihre äußeren Lebensverhältnisse ihr darboten, war jene Befriedgigung, welche die fremde Zufriedenheit ihr bereitete, die einzige reine Freude, deren sie theilhaftig wurde.

Wie ich die Schönheit ihres Wesens anstaunte und mich daran erfreute, so betrachtete sie mit einer Art von Erstaunen mein bisheriges Dasein und Leben. Sie wunderte sich, daß ich äußerlich nicht mehr erlebt, daß ich eine Menge von Ansichten und Erkenntnissen nur durch ein divinatorisches Erfassen und Zusammenstellen fremder Erfahrungen gewonnen hatte, und sie pries mich deshalb oftmals glücklich,

denn all ihr Erleben hatte ihr kein wahres Glück geboten.

Ein Lebensschicksal wie das ihre, war mir ein fremdes, eine Frau wie sie hatte ich noch nicht nahe gekannt, aber mit jedem Tage, den wir miteinander verlebten, wurde sie mir lieber und werther. An einem Nachmittage hatten wir einen langen Spaziergang gemacht und beschlossen, als die Sonne schon im Sinken war, noch auf den Hügel zu steigen, der die schönste Aussicht nach der Jungfrau bietet, und auf welchem sich jetzt die Pension zum Jungfrauenblick erhebt. Im Jahre fünf und vierzig war die Höhe aber noch unbebaut, und der Pfad, welcher aus dem Dorfe hinaufführte, war nicht so geebnet und so bequem als jetzt.

Es war schon ziemlich spät, als wir auf dem Platz anlangten und wir trafen Niemand auf demselben an. Der Tag war heiß, in dem Gehölz, durch das wir emporgestiegen, hatte die Wärme den Duft der Gräser und der Bäume entwickelt, daß man ihn mit Entzücken athmete und die Frische und Leichtigkeit der Luft doppelt genoß. Tief im Baumschatten sitzend, sahen wir eine der schönsten Matten, von Laubwald umschlossen, sich in saftig vollem Grün

vor unseren Füßen in das Thal hinabsenken, während zwischen und über den beiden gewaltigen Bergzügen, die sich rechts und links erhoben und fast regelmäßig gegen das Thal abdachten, die Jungfrau vor unsern Augen dalag, mit ihren funkelnden und blendenden Schneemassen hoch emporragend gegen das tiefe Himmelsblau.

Wir saßen lange schweigend, in Betrachtung dieser Herrlichkeit versunken. Die Sonne ging unter. Wie gebannt hingen unsere Blicke an der Purpurgluth, welche den Schnee färbte, und die immer tiefer und immer flammender wurde, bis sie den Höhepunkt ihrer Kraft erreicht hatte, und nun bleicher, und bleicher zu werden begann, ein hinschwindendes Leben. Langsam zog der rothe Schimmer sich zurück, aber er sank nicht, er stieg empor. Immer weiter griff das röthliche Violet der unteren Bergesschichten um sich, immer mehr Raum gewann die bläuliche Dunkelheit, bis nur noch die beiden letzten Spitzen des Berges ihren Strahlenglanz bewahrten und endlich auch dieser erlosch, und todt und farblos sich die Massen des ewigen Schnees in ihrem kalten Blauweiß gegen den sich röthenden Hintergrund des Himmels abhoben.

Es war das erste Alpenglühen, das ich sah, und die Schönheit dieses Naturschauspieles ergriff mich außerordentlich. Ich hatte unwillkürlich Theresens Hand erfaßt, und hielt sie fest.

„Wenn Sie wüßten, Fanny!" sagte sie, „wie gut ich Ihnen in den wenigen Tagen geworden bin!"

„Ich liebe Sie auch sehr!" entgegnete ich.

„Wer weiß," versetzte sie darauf, „ob Sie mir das sagen würden, wenn Sie mich besser kennten. Mein Leben ist ein sehr bewegtes gewesen. Vieles würde Ihnen unbegreiflich darin scheinen, Manches würden Sie vielleicht mißbilligen."

„So erzählen Sie es mir nicht!" fiel ich ihr in die Rede. „Mein Leben kennen Sie ganz und gar, Ihr gegenwärtiges Schicksal kenne ich auch. Sie haben Zutrauen zu mir, ich habe es zu Ihnen, das ist ja genug! wir wollen fortan kein Geheimniß vor einander haben. Aber lassen Sie ein für allemal Alles zwischen uns begraben sein, was Ihnen aus Ihrer Vergangenheit eine schmerzliche Erinnerung, und wie Sie sagen, mir keine Freude machen würde. Ich will's nicht wissen."

Sie sah mich betroffen an. „Soll das ein Wort sein?" fragte sie mich.

„Ein festes Wort!“ betheuerte ich.

Sie fing heftig zu weinen an, und fiel mir um den Hals. Als ich, nicht weniger erschüttert, sie endlich beruhigt hatte, sagte sie mit ihrer sanften Stimme: „So hat noch Niemand an mich geglaubt! Sie wissen nicht, was Sie mir mit diesem Glauben thun und sind. Aber ich verspreche es Ihnen, Sie sollen sich in mir nicht betrogen haben.“

Wir blieben auf der Höhe, bis es dunkel wurde. Es war so still, daß man die Cikaden schwirren hörte. Aus der Ferne tönten die Glocken weidender Ziegenheerden leise zu uns herüber. Als der Nebel sich von der Matte zu erheben und weiß schimmernd den untern Theil des Hügels zu umziehen begann, stiegen wir in das Thal hinab und kehrten in unsere Behausungen zurück. Ich in mein kleines Schweizer Bauernhaus, Therese in den Salon ihres Hotels, in welchem sich eben damals eine große Gesellschaft aus den diplomatischen und Adelskreisen zusammengefunden hatte.

Der Abend hatte mich sehr reich gemacht. Ich hatte eine Freundin gewonnen, wie ich niemals eine besessen hatte, wie ich nie wieder eine finden werde.

Sieben Jahre lang haben wir Alles, Leid und Kummer, Sorge, Genugthuung, Freude und Glück treulich mit einander getragen und getheilt. Was Einer dem Andern irgend sein und leisten konnte, das ist er ihm gewesen, das hat er ihm geleistet, und als ich Therese dann verlor, konnte ich mir den einzigen Trost zusprechen, den es an dem Grabe eines geliebten Menschen giebt: — ich hatte sie sehr geliebt.

Es ist meine Lebensgeschichte, die ich hier schreibe, nicht die ihre; und ich habe hier also nur darzulegen, was Therese mir gewesen ist. Von ihr zu sprechen, ihr Bild zu geben, behalte ich mir vor. Es soll der Kranz sein, den ich einmal auf ihren Hügel lege.

Sechszehntes Kapitel.

Mein Aufenthalt in Interlaken und mein Beisammensein mit Therese währten nur vierzehn Tage. Der Sommer war naß, die Luft im Thale sehr schwül, ich konnte sie nicht wohl vertragen, fühlte mich abgespannt und unwohl, und obschon Therese Alles that, mich herzustellen, trieb mein richtiges Verlangen nach frischerer, bewegterer Luft mich zum Scheiden.

Ich war auch kaum an den Genfersee gekommen, als ich mich wie neugeboren fand; und diesen ersten Aufenthalt in Vevay rechne ich zu den sanftesten Tagen, die ich bis dahin erlebt.

Ich hatte eine Wohnung in einem Privathause gemiethet, dessen Zimmer auf eine am See hochgelegene Terrasse hinausgingen. Das Essen brachte man uns aus einem Speisehause, und so sah ich denn, da ich Niemand in Vevay kannte, durch die

vierzehn Tage, welche wir dort verweilten, keinen Menschen, als meine Reisegefährtin.

Gleich an dem ersten Abende, an dem ich meinen Koffer auspackte und meine Sachen in einen der Wandschränke einräumte, entdeckte ich in einer Ecke desselben ein paar Bücher, welche dort lange gelegen haben mochten, denn sie waren ganz mit Staub bedeckt. Es war die Neue Heloise und der Contrat social.

Ich kannte Rousseau noch nicht und es gewährte mir ein großes Vergnügen, ihn auf dem Boden kennen zu lernen, auf den er seine Dichtung verlegt, ihn in der Stille jener Tage in mich aufzunehmen.

Der Zeitpunkt konnte gar nicht günstiger sein. Das Leben des Menschen hat, wie die Natur, seine Windstillen, und in einer solchen befand ich mich. Was mich in meiner Jugend und in meinen häuslichen und Familien-Verhältnissen gedrückt hat, lag für den Augenblick weit hinter mir. Ich hatte keine Sorge um die Meinen. Es ging in meinem Vaterhause Alles wohl, meine Geschwister, die nicht mehr in demselben lebten, schritten mit ihren Unternehmungen vorwärts, selbst von meinem jüngern Bruder

hatten wir Nachrichten, welche eine gute Zukunft für ihn in Aussicht stellten.

Die Reise durch das südliche Rußland, der Besuch von Odessa, die Tour durch die Steppe hatten ihn zerstreut, und die Natur des vollen Südens, deren Anblick sich ihm in Tiflis zum erstenmale darbot, hatte ihn so entzückt, daß er dort zu verweilen beschloß. Dabei hatte er die klimatischen Verhältnisse und Krankheiten der Gegend kennen lernen, und war nach kurzem Aufenthalte in derselben auf den Gedanken gerathen, in Gemeinschaft mit einem andern deutschen Arzte, den er in Tiflis schon ansässig, aber ohne Praxis gefunden, eine Poliklinik zu errichten, welche bald eine bedeutende Kundschaft gewann und auch einen reichlichen Geldertrag abwarf. Thätigkeit, Freiheit des Handelns und Erfolg, das waren aber die rechten Mittel der Heilung für den Bruder; und bald hatten wir die Genugthuung, es zu bemerken, wie über den Wunden seines Herzens und über den Erinnerungen, die er nicht vergaß, doch wieder neuer Lebensmuth und neue Hoffnungen in ihm emporwuchsen.

Aehnlich sah es in meinem eigenen Herzen aus. Ich war mir all des Guten bewußt, das mein Leben

mir darbot und hatte eben jetzt der köstlichsten Erwerbungen gar viele gehabt.

Ich hatte eine Reihe bedeutender Menschen kennen lernen und ihren Antheil an mir gefühlt; ich hatte einsam mit einem Führer auf der Wengernalp gestanden, wo wir die Lawinen von dem Gipfel der Jungfrau herabrollen und mit dumpfem Donner zerschellen hörten, und hatte auf dem mer de glace die riesigen Felsenmassen des Montblanc sich über und vor mir erheben sehen. Die Erhabenheit der Alpenwelt hatte mir die Seele erweitert, das schweigende Alleinsein in der Natur mir das Herz still gemacht, und zu alle diesen unschätzbaren Erwerbnissen hatte ich noch eine Freundin gewonnen, an die zu denken und auf deren Wiedersehen zu hoffen mir ein Genuß war.

Ich dachte mit völlig freiem Herzen und doch mit liebender Neigung an meinen Vetter zurück, ich wußte, daß Italien mit all seiner Herrlichkeit meiner wartete, und hinschauend auf die sonnenbeschienenen, blauen Fluthen des schönen Genfersees, hinüberschauend nach Clarens, und mit dem Auge die Plätze suchend, an denen Saint Preux und Julie ihr heißes Liebesleben gelebt, las ich in seelenruhigen,

betrachtendem Genießen Rousseau's Schilderungen der Liebe und ihrer Freuden und Schmerzen, als hätte ich sie nicht selbst bereits gefühlt, als könnte ich sie niemals mehr empfinden.

Man ist sehr weise, sehr altklug, sehr behaglich und sehr wohl mit sich zufrieden in solchen Zeiten der Windstille; aber man müßte älter sein, als ich es damals war, um ihnen eine ewige Dauer zu wünschen, um sie nicht, wie der Seemann auf dem Meere, gelegentlich als ein Unglück zu betrachten, und sich nach dem frischen belebenden Winde zu sehnen, in welchem das Schiff mit vollen Segeln hoch emporgehoben von den Wellen und von ihrer Höhe tief hinabgeschleudert, siegreich kämpfend durch die lebendigen Fluthen des Weltmeeres zieht.

Auch hielt ich das bloße, stille Lesen nicht lange aus. Ich hatte Niemand neben mir, gegen den ich hätte aussprechen können, was mich bewegte. Ich fing an, den Meinen zu schreiben, indeß die Heloise und der Contrat social regten mich mächtig auf, und was sollte es den Meinen frommen, die zu Hause ruhig bei einander saßen, wenn ich vor ihnen eine Erregung kund gab, die sie sich nicht zu deuten

im Stande gewesen wären. Ich zerriß die Briefe also, und doch hatte ich das Bedürfniß, mich auszusprechen, mich aufzuklären.

Eines Abends, als eine Menge von Gedanken und Empfindungen sich in solcher Weise unruhig in mir kreuzten, setzte ich mich dann nieder, und fing „Liebesbriefe“, einen kleinen Roman, zu schreiben an. Meine Reise durch das Oberland, meine Wohnung in Interlaken boten einen Theil der Scenerie, und meine alte Idee, einmal einen Roman zu componiren, dessen Held jeder äußern Thätigkeit beraubt, dessen Wirkung also einzig und allein auf das innere Erleben begründet werden konnte, gelangte darin zur Ausführung.

Es wurden jedoch in Vevay nur einige Kapitel oder Briefe des Romanes fertig. Ich hatte mir den Sinn wieder hell und frei schreiben wollen, und das Heft blieb durch eine geraume Zeit liegen, wie es eben war. Erst später, als die polnische Emeute des Jahres sechsundvierzig eine Anzahl junger Polen in die Gefangenschaft gebracht hatte, kam mir mit dem Gedanken an ihr Loos der in Vevay begonnene Roman, dessen Held ein Gefangener war, wieder in das Gedächtniß, und erhielt dann nach

einer Umarbeitung des früher geschriebenen Anfanges die Gestalt, in welcher er der Oeffentlichkeit übergeben wurde. In Italien habe ich gar nicht gearbeitet, und während eines ganzen Jahres, mit Ausnahme von Familienbriefen und Briefen an meine Freunde, keinen Federstrich, nicht einmal ein Tage- oder Notizbuch für mich geführt.

Mein Vater hatte sich von mir das Versprechen geben lassen, daß ich nicht während der heißen Jahreszeit nach Italien gehen würde. Ich blieb also durch die ganze zweite Hälfte des August in Vevay, das ich seitdem nicht wieder gesehen habe, und das mir noch heute als ein Ort des süßen Friedens in allem Zauber sommerlicher Wärme vor Augen steht. Mich dünkt solches mittägige Naturleben, wie in dem Garten auf meiner Terrasse am Genfersee, habe ich, außer auf den luftigen Höhen von Ischia nie wiedergefunden, und ich habe seitdem eine Vorliebe für den hohen Mittag, für diese kurze Blüthenstunde des Tages bewahrt.

Es ist etwas Bezauberndes in der Fülle von Licht und Wärme, etwas Wundervolles um die Luftstille, welche dem Mittag im Sommer zu eignen pflegt, und die helle Schattenlosigkeit hat etwas

Magisches. Alles scheint in höchstem Genießen versenkt, ruhend und seine Schönheit still entfaltend da zu liegen. Die Blumen duften stärker und breiten die ganze Pracht ihrer Blätter, die ganze Herrlichkeit ihrer Farben aus, während die Sonne tief bis in ihre Kelche eindringt. Die Schmetterlinge wiegen sich mit leise bewegtem Flügel, die Bienen summen durch die Luft und fliegen und sinken von einer Blume zu der andern nieder, und die Ranken und Aeste und Zweige und Blätter heben und neigen sich linde, als wollten sie durch die sanfte Bewegung den Sonnenstrahlen entgegenkommen, um noch mehr von ihrer segenbringenden Kraft zu genießen. Man meint es sehen zu können, wie Alles wächst, wie der Apfel sich färbt, wie in der warmen Traube, die feurige Kraft des Weines sich entwickelt, man fühlt sich selber wie in seinem eigentlichen Elemente. Von frisch glänzendem Rasen durch Baumesgrün, zum sonnendurchleuchteten Himmelsblau emporzuschauen, ist eine unvergleichliche Lust. Es liegt etwas so Herzerschließendes, etwas selig Berauschendes in dem Mittag. Wenn Gott die Erde erschaffen, so hat er sicherlich den ersten Menschen am hohen Mittag die Augen öffnen lassen, damit er es

gleich mit einemmale erfahre, was die Erde ihm zu bieten habe und wie herrlich und schön die Welt sei.

Abends wenn die Kühlung kam, wanderten wir hinaus durch die Rue du lac, in welcher wir wohnten, nach dem Hafenplatze. Es saßen dort Obstverkäuferinnen, welche Pfirsiche und Aprikosen, Trauben und Feigen in Fülle feil hielten. Ich sah die Früchte immer mit Entzücken vor mir; sie waren mir Bilder des Südens, und ein Zeichen, wie nahe ich ihm sei.

Dann wieder gingen wir die Rue du Simplon entlang, und das Gefühl der bald zu befriedigenden Erwartung beseligte mich förmlich.

Mit jedem Tage wurde ich heiterer. Ich konnte mich kaum noch der Muthlosigkeit erinnern, welche ich bei meiner Abreise von Berlin empfunden hatte, auch die ruhige Stimmung, welche ich Anfangs in Vevay in mir getragen, fing an der Freude zu weichen. Ich zählte die Tage, welche noch bis zu meiner Abreise vergehen mußten. Ich wanderte an jedem Abende eine Strecke weiter auf der Simplonstraße vorwärts, und sah nach den beschneiten Berggipfeln hinüber, und suchte die Berge des Wallis, durch welche mein Weg mich führen sollte.

Und als nun der Tag gekommen war, als wir das Dampfschiff verließen, um in Ville neuve die Schnellpost zu besteigen, welche uns über den Simplon nach Italien tragen sollte, da klopfte mir das Herz vor Freude. Aber es war nicht mehr die unruhige Lust, welche ich ein Jahr vorher empfunden, als ich zum erstenmale allein und aus eigenen Mitteln den Ausflug durch Böhmen angetreten hatte, nicht mehr jenes Jubeln über die errungene Freiheit, in dessen Aufzauchzen sich noch die schmerzende Erinnerung an die Sclaverei verbirgt. Die Hast, die Aufregung des Emporkömmlings waren von mir genommen, ich hatte mir nicht mehr die Anstrengung zuzumuthen, welche in jeder geflissentlichen Behauptung einer bestimmten Stellung liegt. Ich war meiner Freiheit, meiner Verhältnisse, meiner selbst Herr geworden, und damit erst recht fähig, sie zu benutzen und zu genießen. Sonst war ich entweder still und traurig oder sehr aufgeregt und vergnügt gewesen; jetzt war ich heiter, und in ruhiger Heiterkeit wird man seiner selbst und des Lebens am sichersten froh.

Wir brauchten zwei ganze Tage für den Uebergang über den Simplon, aber diese Passage ist weitaus die

schönste, die ich kenne, und würde die Mühe der Reise belohnen, auch wenn man an ihrem Ende umkehren und Italien nicht sehen sollte.

Am Abend des zweiten Tages langten wir am Fuße des Simplon, in Domo d'Ossola an. Wir sollten dort übernachten; ich konnte jedoch dem Verlangen nicht widerstehen, schon diesen Abend den Boden Italiens zu betreten. Ein leichter offener Einspänner war bald gefunden. Man lud unsere Koffer auf, wir stiegen ein, und im sinkenden Sonnenlichte fuhren wir in das Thal hinunter.

Maulbeerbäume, Maisfelder, Weingärten und blühende Hanffelder umgaben uns von allen Seiten, die ganze Luft war von einem mir fremden Arom gefüllt. Als der Fuhrmann einmal Halt machte, und wir ausstiegen, pflückte ich eine Handvoll Kräuter, Thimian, Winden und Klee, die am Rand des Weges wuchsen, sie dufteten anders, stärker, süßer als in meiner Heimath, und der ungewohnte, volle Geruch bewegte mir das Herz.

Frauen, die an uns vorübergingen, trugen auf den Köpfen Weinranken und Maisblätter in großen Körben oder Bündeln zum Futter für die Thiere heim, ein Kapuziner ritt auf einem Esel durch das

Land, an einer Gartenmauer saß ein Weltgeistlicher, um den ein paar Frauen und Kinder sich versammelt hatten; und als die Dunkelheit angebrochen war, läutete es von verschiedenen Punkten das Ave Maria durch das Thal.

Ich war in Italien!

Mit dem Sonnenuntergange zogen sich Wolken zusammen, die Luft wurde schwül, der Weg war länger, als wir erwartet, der Fuhrmann fuhr langsamer, als er verheißen hatte, und es wurde völlig Nacht, während wir uns noch auf dem Wege befanden. Finsteres Gewölk hing über unsern Häuptern, hier und da zuckte ein Blitz auf. Wie im Fluge gewann man dann einen Blick auf das Wasser des Lago maggiore, der eben so schnell dem Auge in der Dunkelheit wieder verschwand.

Als wir in Baveno anlangten war es spät. Wir stiegen die steinernen Treppen des Hauses empor, man geleitete mich in mein Zimmer, der Fußboden bestand aus rothem Ziegelstein, über den man Strohmatten gedeckt. Die Einrichtung des Raumes war mir eine fremde. Zwei Thüren führten auf einen Balkon hinaus, der Kellner öffnete sie, draußen herrschte tiefes Dunkel. Nur das leise Rauschen

des See's war zu vernehmen, und jener fremde, wundersame Duft strömte wieder durch die geöffneten Thüren in das Gemach.

Ich trat auf den Balkon hinaus, ich konnte von der Gegend Nichts erkennen. In schweigendem Sinnen schaute ich durch die Nacht. Was wird das Jahr mir bringen, das ich auf diesem Boden zu verleben denke? fragte ich mich unwillkürlich.

Und was ich mir auch vorstellen mochte, ich konnte nicht ahnen, nicht hoffen, daß es mir mit der höchsten Liebe die Erfüllung aller meiner Wünsche, daß es mir das Heil und den Segen meines Lebens bringen würde.

Große schwere Tropfen fielen einzeln vom Himmel herab, der Wind stand auf, das Gewitter kam empor, die fliegenden Blitze zerrissen das Dunkel, der Donner hallte in langem Rollen über das Wasser. Mit dem Sturme braußte der See um die Wette, schmetternder Regen fiel herab. Das währte eine Stunde und darüber, dann ward es still; und müde und sanft bewegt legte ich mich zur Ruhe nieder.

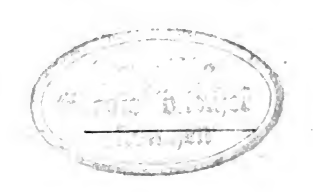
Am Morgen strahlte mir der See, strahlte mir Italien in seiner blendenden, sinnberauschenden Herrlichkeit entgegen. Unwillkürlich fielen mir die Worte

ein, mit denen Fouqué seinen Zauberring beginnt, und die seit meiner frühesten Kindheit einen großen, geheimnißvollen Reiz für mich gehabt hatten:

> Man geht durch Nacht in Sonne,
> Man geht durch Graus in Wonne,
> Durch Tod zu Leben ein.

Und diese Worte hatten etwas Prophetisches, etwas Symbolisches für mich in dieser Stunde.

Italien umfing mich, Italien nahm mich in seinen Zauberring auf, und wie jene ritterlichen Pilger, die zum heiligen Grabe wallen, sollte ich in Italien durch Nacht zu Sonne, durch Schmerz zu Wonne, durch Tod zu neuem beglückendem Leben eingehen!



Das vorliegende Werk:

Meine Lebensgeschichte

von

Fanny Lewald

ist mit diesem Band vorläufig geschlossen und besteht nunmehr aus 6 Theilen, nämlich:

Erste Abtheilung:

Im Vaterhause.

2 Theile (I und II).

Zweite Abtheilung:

Leidensjahre.

2 Theile (III und IV).

Dritte Abtheilung:

Befreiung und Wanderleben.

2 Theile (V und VI).

Berlin, im December 1861.

Otto Janke.

